



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Konstruktion von (Geschlechter-)Identitäten und sozialen Hierarchien
im postkolonialen Kontext:

Die Darstellung von gesellschaftlichen Positionierungen in der puerto-
ricanischen Romanliteratur am Beispiel von *Maldito Amor* (1986) und
Felices días, tío Sergio (1986)

Verfasserin

Mag.phil. Sarah Hämmerle

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, im Mai 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 190 347 353

Studienrichtung lt. Studienblatt: Lehramtsstudium UF Französisch UF Spanisch

Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Jörg Türschmann

Danksagung

Herzlichen Dank an meinen Betreuer Herrn Univ.-Prof. Dr. Jörg Türschmann für die
fachliche Hilfe!

Herzlichen Dank an meine Familie und meine FreundInnen für die Unterstützung!

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Die Postcolonial Studies.....	3
2.1	Inhalte der Postcolonial Studies	4
2.2	Postkoloniale Literaturkritik.....	5
2.3	Said, Bhabha und Spivak: Schlüsselbegriffe der Postcolonial Studies	6
2.4	Gender Studies und Postcolonial Studies	9
3	Michel Foucault.....	10
3.1	Michel Foucaults Denken im Kontext des Poststrukturalismus	11
3.2	Der Diskurs als reglementierende Instanz	13
3.3	Machtwissen	15
4	Gender Studies	19
4.1	Geschlechteridentitäten bei Judith Butler.....	20
4.2	Performativität.....	22
4.3	Butlers Performativität und Bhabhas Mimikry	24
5	Trinh T. Minh-ha: <i>Woman. Native. Other: Writing feminism and postcoloniality</i>	25
5.1	Differenzen als konstruktives Element: Die un/an/geeignete Andere	26
5.2	<i>History</i> versus <i>story telling</i>	29
5.3	Erzählform und Inhalt.....	30
6	Politische Geschichte Puerto Ricos.....	32
6.1	Puerto Rico als Teil der Karibik	32
6.2	Beginn der spanischen Herrschaft: 16. und 17. Jahrhundert	33
6.3	Beginn der Ausbeutungsherrschaft: 18. und 19. Jahrhundert.....	34
6.4	Die Annektierung durch die USA: Der Übergang ins 20. Jahrhundert	38
6.5	Wirtschaftskrise als Geburtsstunde des Nationalismus	40
6.6	Puerto Ricos Entwicklung als <i>Estado Libre Asociado</i>	42
7	Gesellschaftsstrukturen und Geschlechtergeschichte in Puerto Rico	43
7.1	Gesellschaftliche Zusammensetzung.....	44
7.2	Geschlechterkonzepte in vorkolonialen Gesellschaften	46
7.3	Geschlechterdiskurse ab dem 16. Jahrhundert	46

7.4	<i>Voces femeninas</i> : Die Frauenbewegung ab dem 19. Jahrhundert.....	50
8	Literaturgeschichte	52
8.1	Literarische Entwicklungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts.....	52
8.2	Der Boom und seine Auswirkungen auf die puerto-ricanische Literatur	54
8.3	Der Post-Boom und die <i>Generación del 70</i>	55
8.4	Puerto-ricanische Literatur in den USA: <i>neorrican/ nuyorican</i>	57
8.5	Literatur von Frauen in Puerto Rico: Rosario Ferré und Magali García Ramis.....	58
8.5.1	Biographische Informationen	58
8.5.2	Stilmittel, Techniken und Themen	60
9	Rosario Ferré: <i>Maldito Amor</i> (1986).....	63
9.1	Sprechpositionen im Roman.....	63
9.2	Identitätskonstruktionen: <i>La puertorriqueñidad</i>	66
9.3	Kulturelle Selbstbilder und Geschlechteridentitäten der Figuren.....	68
9.3.1	Die männlichen Figuren im sozialen Gefüge	68
9.3.2	Die Figur des Nicolás – ein dekonstruierendes Identitätsmodell	74
9.3.3	Weibliche Figuren im sozialen Gefüge	76
10	Magali García Ramis: <i>Felices días, tío Sergio</i> (1986)	85
10.1	Sprechpositionen im Roman	85
10.2	Identitätskonstruktionen: <i>La puertorriqueñidad</i>	86
10.3	Kulturelle Selbstbilder und Geschlechteridentitäten der Figuren	88
10.3.1	Männliche Figuren im sozialen Gefüge	89
10.3.2	Die Figur des Sergio – ein dekonstruierendes Identitätsmodell.....	89
10.3.3	Soziale Hierarchien: Konstruierte Überlegenheit.....	91
10.3.4	Weibliche Figuren im sozialen Gefüge	94
10.3.5	Die Identitätskonstruktion der Protagonistin.....	97
11	Vergleichende Bemerkungen	101
12	Conclusio.....	103
13	Bibliographie	106
14	Resumen en español	116
15	Abstract	129
16	Lebenslauf	130

1 Einleitung

„No creo que exista otro país latinoamericano donde la definición de la nacionalidad constituya un problema tan agudo como lo es hoy todavía en Puerto Rico.” (Ferré, 1998: 13)

Aus dieser Feststellung von Rosario Ferré leitet sich das Thema dieser Diplomarbeit ab: die Frage nach einer puerto-ricanischen Identität. In einem Land, das seit Beginn des 16. Jahrhunderts keine gänzliche Unabhängigkeit erlebte und ständig unter der Beeinflussung einer politischen Macht stand, gestaltet sich die Definition der *puertorriqueñidad* schwierig (vgl. siehe Kapitel 6 und 7). Auch die multiethnische Zusammensetzung der Bevölkerung, die verschiedenen kulturellen Einflüsse und Lebensweisen sind hierbei zu berücksichtigen. Ziel dieser Arbeit ist es, aus einer postkolonialen Perspektive zwei Romane der puerto-ricanischen Autorinnen Rosario Ferré und Magali García Ramis zu analysieren, um die literarische Umsetzung dieser Thematik zu erfassen.

In ihren Romanen *Maldito Amor* (1986) und *Felices días, tío Sergio* (1986) beschäftigen sich Ferré und García Ramis sowohl mit der sozio-kulturellen Entwicklung Puerto Ricos als auch mit den Geschlechterbeziehungen. Es soll daher untersucht werden, wie die Figuren in einem postkolonialen Kontext ihre (Geschlechter-)Identität konstruieren und welche sozialen Hierarchien sich dadurch ergeben. Der Fokus liegt hierbei auf den Vorgängen und Einflüssen, die innerhalb einer postkolonialen, multiethnischen Gesellschaft zur Identität der Figuren und zu gesellschaftlichen Positionierungen beitragen.

Es gilt zu sagen, dass das Konzept ‚Identität‘ in dieser Arbeit nicht als eine feststehende Entität begriffen wird; es handelt sich um einen postkolonialen, poststrukturalistischen Standpunkt, nach dem Identitäten als „autoritär-interessengeleitete patriarchalisch-eurozentrische Konstrukte“ zu bewerten sind (Horatschek, 2004: 276).

In der Arbeit werden theoretische, historische und literaturgeschichtliche Informationen berücksichtigt, die eine schlüssige Auseinandersetzung mit den ausgewählten Romanen ermöglichen sollen. Da es sich um zwei literarische Werke handelt, die einem postkolonialen Kontext zuzuordnen sind, werden in Kapitel 2 die grundlegenden Konzepte und Forschungsinteressen der Postcolonial Studies diskutiert. Hierbei sollen zudem die Möglichkeiten erörtert werden, die eine literaturwissenschaftliche Perspektive und die Verknüpfung mit Inhalten der Gender Studies eröffnen.

Wie näher dargelegt wird, impliziert die postkoloniale Literaturkritik eine Offenlegung von imperialen Diskursen (vgl. Ashcroft, 2001a: 2), weshalb es notwendig ist, sich näher mit dem Diskursbegriff auseinanderzusetzen. Hierfür werde ich in Kapitel 3 die Überlegungen von Michel Foucault zur identitätsstiftenden Wirkung diskursiver sowie nicht-diskursiver

Praktiken näher ausführen. Die Publikationen des französischen Philosophen liefern außerdem Informationen zu Machtbeziehungen, die für die Erarbeitung der sozialen Hierarchisierungen innerhalb der literarischen Texte aufschlussreich sein können.

Anhand seiner Arbeits- und Denkweise werden die Prämissen des Poststrukturalismus dargestellt, die auch in Bezug auf Judith Butlers Konzept der Performativität relevant sind. Die Gendertheoretikerin schließt an Foucaults Aussagen an und bewertet die Geschlechteridentität als Resultat von Diskursen, die auf das Individuum einwirken und sein Handeln beeinflussen. Der Ansatz der performativen (Geschlechter-)Identität liefert nicht nur Informationen zu geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und Verhaltensweisen, es kann auch in Bezug zu Homi Bhabas Vorstellung der Mimikry gesetzt werden. In beiden Ansätzen wird der Nachahmung und der Reinszenierung von Handlungen eine große Bedeutung für die Identitätskonstruktion zugesprochen (siehe Kapitel 4).

Der letzte theoretische Abschnitt in Kapitel 5 beschäftigt sich mit den Aussagen der vietnamesischen Literaturwissenschaftlerin Trinh T. Minh-ha, die postkoloniale Inhalte mit gendertheoretischen Perspektiven verbindet. Sie entwickelt ein Identitätsmodell, das den spezifischen Gegebenheiten in postkolonialen Gesellschaften entgegen kommt. Außerdem thematisiert sie die Beziehung zwischen Macht und Wissen, zwischen einer schriftlichen Geschichte und einer *oral history*. Dies ermöglicht eine Beschäftigung mit den Erzählstimmen im literarischen Text.

Im Anschluss an diese theoretischen Einführungen, widmet sich das Kapitel 6 der politischen Geschichte Puerto Ricos. Im Vordergrund steht die Aufarbeitung des Kolonialprozesses und der Annektierung durch die USA sowie die daraus resultierenden sozio-kulturellen Veränderungen. In einem weiteren Kapitel werden zudem die Gesellschaftsstrukturen und die Geschlechtergeschichte besprochen, die für die Forschungsfragen von besonderer Relevanz sind. Zudem findet die Literaturgeschichte Puerto Ricos im 20. Jahrhundert Eingang in diese Arbeit, da diese in Hinsicht auf literarische Entwicklungen, Themen und Techniken wichtige Erkenntnisse zulässt.

Im praktischen Teil (Kapitel 7) erfolgt schließlich die Analyse der beiden Romane *Maldito Amor* und *Felices días, tío Sergio* in Hinblick auf die Konstruktion von (Geschlechter-)Identitäten und sozialen Hierarchisierungen. Hierbei sind folgende Forschungsfragen zu beantworten: Wie inszenieren die Autorinnen die puerto-ricanische Identität? Welche Diskurse, Werte und Normen beeinflussen die Identitätskonstruktion der Figuren? Welche diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken tragen zur (Geschlechter-)Identität der Figuren bei? Abgesehen von den Identitätsprozessen konzentriere ich mich auf Macht- und

Sprechpositionen. Dabei spielen die Kategorien *gender*, *class* und *race* eine bedeutende Rolle und müssen bei den sozialen Positionierungen berücksichtigt werden.

2 Die Postcolonial Studies

Um eine Analyse literarischer Texte, die in einem postkolonialen Kontext verfasst wurden, durchführen zu können, müssen in einem ersten Schritt grundlegende Begriffe sowie Konzepte diskutiert werden. Deshalb werde ich den Terminus „Postcolonial Studies“ und damit in Zusammenhang stehende Begrifflichkeiten definieren, die bei der Beschäftigung mit den Romanen von Bedeutung sind. Zudem dient die Definition relevanter Konzepte auch als Einstieg in die methodischen Zugänge, die bei dieser Arbeit als Analyseinstrumente fungieren werden.

Die Postcolonial Studies sind als eine „transdisziplinäre kulturwissenschaftliche Theorie“ zu beschreiben und treten ab 1980 als innovatives Paradigma im wissenschaftlichen Feld hervor (Rössner, 2012: 619; vgl. von Schütz, 2003: 15). Zunächst beziehen sich die Inhalte dieser neuen von den USA ausgehenden Denkpraxis ausschließlich auf die Literaturen ehemaliger britischer Kolonien - die sogenannten *postcolonial literatures*.

Die Anwendung auf spanischsprachige Literaturen wird von den TheoretikerInnen sehr kritisch betrachtet. Grund hierfür sind die Differenzen, die sich bei der Kolonisierung durch die britische, französische und spanische Krone ergeben haben. Die vom British Empire durchgeführten Eroberungen in Asien und Afrika erfolgten größtenteils im 19. Jahrhundert und dienten ökonomischen Interessen. Bereits die französische Kolonisation weist im Vergleich mit der britischen wesentliche Differenzen auf. In Bezug auf die spanische sind nun gänzlich andere Umstände gegeben: Die Kolonisierung in Lateinamerika erfolgte zu einem viel früheren Zeitpunkt und führte auch zu demographischen Veränderungen. Außerdem hat keine Entkolonisierung im eigentlichen Sinne stattgefunden, wie Rössner aufzeigt. Die Loslösung vom Mutterland ist auf die Bemühungen der kreolischen Bevölkerung zurückzuführen und somit auf die Nachkommen der ehemaligen Kolonisierenden¹. Daher ist es angebracht, im hispanoamerikanischen Zusammenhang vorsichtig mit den Begriffen „Postkolonialismus“ sowie „postkoloniale Literatur“ zu verfahren (vgl. Rössner, 2012: 619ff.; vgl. von Schütz, 2003: 15f.)

¹ Zum genauen Verlauf der Kolonialisierung der spanischen Gebiete, siehe Kapitel 6

Dennoch ist es meiner Meinung nach zweckmäßig, die Situation in Lateinamerika sowie der Karibik – in diesem konkreten Fall in Puerto Rico – als eine postkoloniale zu bezeichnen. Ich schließe mich diesbezüglich der Argumentation von Stuart Hall an, der die Zuschreibung „postkolonial“ für alle Länder als gerechtfertigt erachtet, deren Geschichte und gesellschaftliche Situation auf einer kolonialen Erfahrung basieren, auch wenn hierbei differierende Entwicklungen zu berücksichtigen sind (vgl. von Schütz, 2003: 16; vgl. Hall, 1997: 225). Dies ergibt sich auch aus der konkreten Auseinandersetzung mit dem Terminus sowie den Forschungsinteressen der postkolonialen Theorie, wie ich erörtern werde.

2.1 Inhalte der Postcolonial Studies

Im Allgemeinen werden beim Begriff „post-colonial“ zwei grundlegende Bedeutungsebenen differenziert: zum einen kann er historisch interpretiert werden und dient derart als Bezeichnung für die Epoche nach der Kolonialzeit; zum anderen beinhaltet er eine kultur- und sozialwissenschaftliche Komponente, die für diese Arbeit von besonderer Relevanz ist. Bei letzterer Definition ist der zeitliche Abschnitt viel größer gefasst (vom ersten kolonialen Kontakt bis heute) und sowohl die Seite der Kolonisierenden als auch die der Kolonisierten wird in die Theoriebildung miteinbezogen (vgl. Kreutzer, 2004b: 200).

Eine rein historische Perspektivierung greift beim Versuch, literarische Dokumente zu erfassen, zu kurz. Deshalb bediene ich mich der Begriffsdefinition, die keine exakten zeitlichen Vorgaben impliziert; es steht demnach nicht die Epoche nach Erhalt der Unabhängigkeit kolonisierter Nationen im Vordergrund. Vielmehr handelt es sich um eine Perspektive, die den gesamten Prozess – von Beginn an – in den Fokus nimmt. (vgl. Ashcroft, 2001a: 2) Es ist wichtig zu begreifen, dass die kolonialen Strukturen mit der Unabhängigkeit nicht aufgelöst wurden, sondern sich in anderen Formen manifestieren. „All post-colonial societies are still subject in one way or another to overt or subtle forms of neo-colonial domination, and independence has not solved this problem.“ (Ashcroft, 2001a: 2)

Es ist festzuhalten, dass sich die postkoloniale Theorie „mit Macht und Abhängigkeit im Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie [befasst]“ (de Toro, 2003: 19) und sich demnach mit mannigfaltigen Erfahrungen von Kolonisierten und Kolonisierenden auseinandersetzt; dazu zählen Faktoren wie Sklaverei, Ethnie, Geschlecht, Migration, Widerstand, Unterdrückung, etc. (vgl. Ashcroft, 2001a: 2). Es ist folglich nicht möglich, die Postcolonial Studies auf einen expliziten Gegenstand zu reduzieren – wie auch Sara Castro-Klarén festhält:

[...] no existe una “teoría poscolonial”. [...] la teoría poscolonial representa una radicalización de varios de los cuestionamientos que el posestructuralismo le hace

a la filosofía de conocimiento de Occidente. [...] Se ocupa en especial de las modalidades en que los colonizados han respondido a los discursos más poderosos de la Europa imperial en los campos de la historia, la filosofía y la teoría de la escritura. (Zevallos-Aguilar, 1996: 964f.)

Zudem hat die Bewusstmachung von imperialen Diskursen einen zentralen Stellenwert in der postkolonialen Theorie. Hierbei gilt es diskursive Mechanismen, Zuschreibungen, Strategien aufzudecken, die Informationen in Bezug auf Kolonialprozesse liefern. Das Erzählen und Aufschreiben von kolonialen Erfahrungen sowie in weiterer Folge die Diskussion dieser produktiven Akte sind ebenfalls Komponenten und Bestandteil einer postkolonialen Perspektive (vgl. Ashcroft, 2001a: 2). Ashcroft betont, dass all diese Aspekte nicht als genuin „postkolonial“ zu werten sind, aber in ihrem Zusammenspiel repräsentieren sie das komplexe Untersuchungsfeld, mit dem postkoloniale Theorien konfrontiert sind (vgl. Ashcroft, 2001a: 2). Einen solchen Zugang wähle ich, indem ich die schriftlichen Werke von Autorinnen, die einem postkolonialen Kontext zuzuordnen sind, auf narrative Strategien und Machtdiskurse untersuche.

Die Postcolonial Studies verfolgen zwei Anliegen; das erste bezieht sich auf die wechselseitige Beeinflussung von Macht und Wissen (zentrales Thema in den Arbeiten von Michel Foucault und auch von Trinh²), das zweite bezweckt eine Revision des europäischen Kanons, um ihn für ‚marginalisierte‘ Stimmen freizugeben (vgl. Schöblier, 2006: 140f.). Da ich diese beiden Aspekte in meiner Analyse berücksichtigen möchte, wähle ich bewusst Michel Foucaults Ansatz der Machtanalyse und Minh T. Trinh-has Überlegungen zu Sprechpositionen sowie Sprechmodi in einem postkolonialen Kontext.³

2.2 Postkoloniale Literaturkritik

Im Zuge dieser literaturwissenschaftlichen Arbeit stellt sie die Frage, inwiefern die postkoloniale Theorie für den Umgang mit Literatur sinnvoll genutzt werden kann und welche Aspekte hiermit erarbeitet werden können.

Zunächst muss in Bezug auf die methodischen Vorgehensweisen der Postcolonial Studies angemerkt werden, dass es sich grundsätzlich um die Offenlegung und in weiterer Folge die Dekonstruktion von Diskursen handelt, die die Beziehung zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten steuern. Wie Castro-Klarén formuliert:

² Trinh sieht eine enge Beziehung zwischen Sprache und Macht: „Sprechen, Schreiben, Reden (halten), sind nicht bloß Kommunikations-, sondern vor allem Zwangsakte.“ (Trinh, 2010: 99 und auch vgl. Babka, 2010: 22)

³ vgl. Kapitel 3 und Kapitel 5

Esta “teoría” intenta examinar los procesos de contacto en que el colonizado se maneja dentro de estrategias de resistencia, acomodo, reproducción, burla y apropiación de los aparatos discursivos destinados a reducirlo y/o producirlo como “otro”. (Zevallos-Aguilar, 1996: 965)

Hierbei repräsentiert die Literatur zwar keineswegs das einzig relevante Untersuchungsobjekt, dennoch leitet sich aus dem Forschungsfeld der Postcolonial Studies ein Interesse diesbezüglich ab. Laut Kreutzer können zwei grundlegende Ansätze differenziert werden; eine Möglichkeit besteht in der Re-Lektüre von Texten, die vom Kolonialismus beeinflusst wurden. Aus postkolonialer Perspektive wird eine Diskursanalyse vorgenommen, die auch den sozialen Kontext der Textproduktion berücksichtigt. „Die generell den sozialen Kontext miteinbeziehende Diskursanalyse wird hier speziell nach postkolonialen Kriterien auf koloniale Texte angewandt, um deren imperialistische Denk- und Ausdrucksmuster offenzulegen [...]“ (Kreutzer, 2004b: 201) Die zweite Forschungsrichtung beschäftigt sich mit den Literaturen aus den ehemaligen Kolonien und versucht hierbei anti-imperialistische Schreibstrategien offenzulegen. Babka nimmt eine andere Klassifikation innerhalb der postkolonialen Literaturkritik vor. Sie nennt einerseits die Analyse von kolonialen und postkolonialen Texten hinsichtlich ihrer Rolle, die sie in der „Konstruktion sozialer und historischer Kontexte spielen; [...]“ (Babka, 2006: 126). Andererseits erläutert sie die Betrachtung von Texten, die nicht als postkolonial zu definieren sind, aber dennoch Strukturen und Figuren beinhalten, die Aufschluss über den postkolonialen Diskurs geben können (vgl. Babka, 2006: 126).

2.3 Said, Bhabha und Spivak: Schlüsselbegriffe der Postcolonial Studies

Um einen Einblick in die konkreten Inhalte der postkolonialen Literaturtheorie zu erhalten, werden die zentralen Aussagen der TheoretikerInnen Edward W. Said, H. Bhaba und G. Spivak, die als „holy trinity“⁴ gelten, diskutiert.

Als erster wichtiger Repräsentant ist Edward W. Said anzuführen, der mit seiner Publikation *Orientalism* (1978) den Grundstein für die Entstehung der postkolonialen Literaturkritik legte (vgl. Kreutzer, 2004: 202). Sein Konzept des Orientalismus hat sich zu einem zentralen Begriff innerhalb der postkolonialen Theoriebildung entwickelt und beschreibt die Vorgehensweise der dominanten Kultur, die ‚andere‘ Kultur in gewisser Weise darzustellen und dadurch zu konstruieren. (vgl. Castro Varela, 2005: 30)

⁴ beispielsweise bei Pritsch, 2008: 356

Mit Rückgriff auf die Überlegungen von Frantz Fanon und Michel Foucault legt der palästinensische Literaturwissenschaftler dar, wie der Westen diskursiv ein wertendes, verallgemeinerndes Bild des Orients hervorbringt. Während das ‚Morgenland‘ in dieser Konzeption als irrational, feminin, sinnlich, despotisch und brutal konzipiert wird, gewinnt das ‚Abendland‘ aus dieser expliziten Abgrenzung seine Identität als überlegene Kolonialmacht. Die Konstruktion des Orientbildes dient somit der Legitimation der Machtansprüche und des gesamten Kolonialprozesses (vgl. Kreutzer, 2004b: 202f.). Die Zuschreibung „Orient“ liefert demnach ebenso Informationen zum Westen als auch zu jenen Regionen, die mit dieser Begrifflichkeit bezeichnet werden (vgl. Schößler, 2006: 146).

Grundlegend bei der Generierung eines Orientbildes sind diskursive Praktiken. Hierbei spielt der akademische Diskurs eine zentrale Rolle, der fingiertes Wissen über den Orient vermittelt. Wie auch Foucault, sieht Said eine enge Verbindung zwischen Wissen und Macht, wobei dieses Wissen niemals wertfrei oder neutral ist. (vgl. Schößler, 2006: 146) Durch die „diskursive Aneignung des Orients“ erhält der Okzident Autorität und Macht, die für die kolonialen Prozesse instrumentalisiert werden (Burtscher-Bechter, 2004: 280). Für Said ist der Orientalismus daher „ein westlicher Stil, den Orient zu beherrschen, zu gestalten und zu unterdrücken.“ (Said, 2009: 11)

Während er zur Offenlegung solcher diskursiver Praktiken überwiegend kanonische Texte untersucht, widmet sich Homi K. Bhabha⁵ der Analyse von Werken postkolonialer VerfasserInnen. Der in Indien geborene Literaturwissenschaftler gilt ebenfalls als bedeutender Vertreter der Postcolonial Studies und präsentiert in seiner Publikation *The Location of Culture* (1994) wichtige Konzepte für die Theoriebildung. Sein Forschungsinteresse besteht darin, die Homogenität von Kulturen und Nationen als konstruierte Elemente offenzulegen (vgl. Burtscher-Bechter, 2004: 282; vgl. Kreutzer, 2004b: 205). Als Gegenentwurf zur Vorstellung einer homogenen Identität führte er den Begriff der „Hybridität“ ein. Damit rekurriert er auf die verschiedenen Positionen und Identitäten sowohl des kolonisierenden als auch des kolonisierten Subjekts. Wie Schößler feststellt, begreift der Terminus Hybridität das Subjekt „als Kreuzungspunkt konfligierender Zuschreibungen und Rollen.“ (Schößler, 2006: 149) Das Aufeinandertreffen von zwei Kulturen gleicht einem kontinuierlichen Neu-Verhandeln der eigenen Positionen; dieser Kontakt vollzieht sich in einem Zwischenraum, der bei Bhabha als *third space* definiert wird. Kennzeichnend für diesen dritten Raum ist das Aufeinanderprallen traditioneller sowie festgefahrener Überzeugungen und Einstellungen.

⁵ Homi K. Bhabhas Ansichten werden nochmals im Kapitel 4.3 aufgegriffen und in Bezug zu Judith Butlers Performativität der Geschlechteridentität gesetzt.

Der *third space* repräsentiert in weiterer Folge die Möglichkeit, Ansichten zu überwinden und neu zu gestalten (vgl. Burtscher-Bechter, 2006: 284).

Die Vorstellung einer fragmentierten Identität und Kultur impliziert eine Aufhebung der geltenden Dichotomien Kolonisierender/ Kolonisierter, Orient/ Okzident, etc., da Zwischenpositionen denkbar werden. Zudem betont Bhabha durch diesen Ansatz die Veränderbarkeit der Kulturen, die sich beim Aufeinandertreffen stetig gegenseitig beeinflussen und modifizieren. Um den un abgeschlossenen Charakter von Kulturen hervorzuheben, führt er zwei Begrifflichkeiten ein: *cultural diversity* und *cultural difference*. Erstere suggeriert laut Bhabha, dass Kulturen fixe und unabänderliche Lebensweisen darstellen, die parallel existieren ohne sich gegenseitig zu beeinflussen. Die kulturelle Differenz hingegen weist auf die Veränderlichkeit und Instabilität von Kulturen hin, die ständig neu verhandelt werden (vgl. Burtscher-Bechter, 2006: 284).

Das Konzept des dritten Raums und der damit einhergehenden Vorstellung eines dritten ‚Subjekts‘, das von dieser Position aus über eine Stimme verfügt, wurde von einigen feministischen TheoretikerInnen zurückgewiesen. Sie artikulieren Kritik an einer Sprechposition, die sie wiederum auf ihre Rolle als die „Andere“ und als die „Kolonisierte“ limitiert. Daher hat beispielsweise Trinh T. Minh-ha eine eigene Theorie zum dritten Raum als Repräsentationsmodus entwickelt, welche im Kapitel 5 besprochen wird (vgl. Dietze, 2005: 310).

Als dritte namhafte Vertreterin der Postcolonial Studies führe ich an dieser Stelle Gayatri Chakravorty Spivak an, die in ihren Überlegungen postkoloniale Inhalte mit gendertheoretischen Perspektiven verbindet (vgl. Dietze, 2005: 311). In ihrem viel rezipierten Aufsatz *Can the Subaltern speak?* (1988) thematisiert sie die ‚Repräsentierbarkeit‘ der Marginalisierten. Spivak negiert die Existenz eines (kolonisierten) ‚Subjekts‘, greift jedoch aus strategischen Gründen auf die Idee eines solchen zurück (vgl. Kreutzer, 2004b: 206; vgl. Dietze, 2005: 312). Demnach kann sie die Frage der Repräsentation für ‚die Unterdrückten‘ aufwerfen, wobei sie die Situation weiblicher Marginalisierter analysiert. Sie schlussfolgert, dass keine Sprechposition gegeben ist: „If, in the context of colonial production, the subaltern has no history and cannot speak, the subaltern as female is even more deeply in shadow.“ (Spivak, 2001: 28) Die unterdrückten ‚Subjekte‘ haben demnach weder die Möglichkeit für sich selbst zu sprechen noch ist es für sie sinnvoll, von anderen besprochen zu werden. Spivak lehnt das „Sprechen über“ grundlegend ab, da dies einer erneuten Entmündigung entsprechen und somit keine positive Veränderung bedeuten würde. Auch in Bezug auf verschiedenen Modelle des Widerstandes nimmt die in Indien geborene Theoretikerin eine negative Haltung

ein; diese werden ihrer Meinung nach nicht richtig verstanden und führen in weiterer Folge zu keinem Ergebnis. (vgl. Dietze, 2005: 312f.)

2.4 Gender Studies und Postcolonial Studies

Die Publikationen von Spivak zeigen auf, wie gendertheoretische und postkoloniale Ansätze zusammengefügt und instrumentalisiert werden können. Welches sind nun die überschneidenden Aspekte dieser beiden Paradigmen, die eine Kombination sinnvoll machen? Zunächst muss festgehalten werden, dass sowohl Gender Studies als auch Postcolonial Studies als Resultate einer Emanzipationsbemühung zu bewerten sind. Die postkolonialen Theorien basieren auf dem Bestreben der kolonisierten Regionen sich von den ‚Unterdrückern‘ zu befreien; die Gender Studies gehen auf die zweite Welle der Frauenbewegung sowie ihre Errungenschaften im Kampf gegen die strukturelle Unterdrückung des weiblichen Geschlechts zurück (vgl. Dietze, 2005: 307).

Aber nicht nur hinsichtlich der Entwicklung sind Parallelen festzumachen, sondern auch auf inhaltlicher Ebene zeigen sich ähnliche Interessen, weshalb diese beiden Theorien häufig als ergänzend bewertet werden. Sowohl Frauen als auch Kolonisierten wird die Erfahrung von Unterdrückung zugesprochen; demnach teilen sie den Ausschluss von Machtpositionen. Wie bereits Simone de Beauvoir formulierte, nimmt die „Frau“ in Relation zum Mann die Funktion des ‚Anderen‘ ein. Eine solche Differenzierung zwischen einem ‚wir‘ und dem ‚Anderen‘ ist auch bei kolonialen Prozessen nachzuzeichnen (vgl. Ashcroft, 2001b: 249).

In many different societies, women, like colonised subjects, have been relegated to the position of ‚Other‘, ‚colonised‘ by various forms of patriarchal domination. They thus share with the colonised races and cultures an intimate experience of the politics of oppression and repression.” (Ashcroft, 2001b: 249)

Die Situation von Frauen in kolonialen Gesellschaften wurde ab den 1980er Jahren mit dem Ausdruck „double colonisation“ bezeichnet, da sie sowohl durch patriarchale Strukturen als auch durch imperiale zu Objekten – oder zu kolonisierten Subjekten – wurden. Diese Überlegungen greifen jedoch zu kurz, denn eine Analyse von Geschlechterbeziehungen und Geschlechterkonzeptionen erfordert immer das Miteinbeziehen kultureller und sozialer Faktoren. Folglich muss die Situation der Geschlechter – und somit die Rolle der Frau und des Mannes – immer in einem gesamtgesellschaftlichen Kontext betrachtet werden (vgl. Ashcroft, 2001b: 249f.)

Postkoloniale Theoriebildung wie auch gendertheoretische Zugänge gehen von einer unterschiedlichen Machtverteilung innerhalb von Gesellschaften aus und erheben den

Anspruch die ‚Marginalisierten‘ und somit die von Machtdiskursen Ausgeschlossenen zum Vorschein zu bringen und präsent zu machen (vgl. Dietze, 2005: 307, sowie Ashcroft, 2001b: 249). Dabei kritisieren die postkolonialen Theorien die eurozentristische Perspektive, während die Geschlechterstudien die patriarchale Vorherrschaft hinterfragen. Es handelt sich demnach bei beiden Ansätzen um eine „Dezentrierung bisheriger Weltbetrachtung“ wie Dietze treffend formuliert, ausgehend von der Überzeugung, dass soziale Ungleichheiten und Hierarchisierungen konstruiert und keinesfalls ‚natürlich‘ sind (Dietze, 2005: 307).

Ein weiterer thematischer Aspekt, der in den Postcolonial Studies und in den Gender Studies zur Debatte steht, ist die Frage nach dem Subjekt. Hierbei treffen generell zwei konträre Argumentationspraxen aufeinander: einerseits theoretische Ansätze, denen die Befreiung des unterdrückten Subjekts möglich und notwendig erscheint, andererseits postmoderne Überlegungen, die die Existenz eines handlungsfähigen Subjekts negieren. Dennoch bleibt das gemeinsame Forschungsinteresse an einer fundierten Analyse der Verteilung von Positionen und den daraus resultierenden Handlungsmöglichkeiten – unabhängig davon, ob diese nun auf diskursive Praktiken zurückgeführt werden oder auf die Vorstellung von Individuen als bewusst handelnden Subjekten (vgl. Dietze, 2005: 307).

Nach dieser allgemeinen und einführenden Diskussion werde ich mich drei konkreten theoretischen Ansätzen widmen, die als Analyseinstrumente herangezogen werden. Es handelt sich hierbei um die Vorstellung einer diskursiven Konstruktion von Selbstbildern nach Michel Foucault, um den performativen Charakter von Geschlecht in Anlehnung an Judith Butler, sowie um die postkoloniale Perspektive von Trinh T. Minh-ha auf Identitätskonstruktionen.

3 Michel Foucault

Michel Foucault⁶ gilt als einer der wichtigsten Denker im Bereich der Kultur- und Literaturwissenschaft des 20. Jahrhunderts. In seinen Werken erörtert er unterschiedliche Themengebiete; hierbei lassen sich drei grundlegende Forschungsinteressen ausmachen: in der ersten Phase – der archäologischen – befasst er sich mit Machtdiskursen, die die Realitätswahrnehmung des Individuums bestimmen. Seine Analysen der Regelsysteme, die festlegen, was wie gesagt werden kann, finden sich in den Publikationen *Folie und déraison* (1961), *Naissance de la clinique* (1963), *Les mots et les choses* (1966) und *L’archéologie du savoir* (1969). In der zweiten Schaffensperiode untersucht Foucault die Ursprünge und

⁶ Ich habe in meiner Diplomarbeit *Das naturalistische Geschlecht: Geschlechterkonstruktionen bei Benito Pérez Galdós und Émile Zola* (2011) ebenfalls mit den theoretischen Überlegungen von Michel Foucault und Judith Butler gearbeitet, setze in dieser Arbeit aber andere inhaltliche Schwerpunkte. Zudem ist der Kontext der Anwendung ein anderer, vgl. Hämmerle, 2011

Entstehungszusammenhänge, aus denen Diskurspraktiken hervorgehen. Diese Phase wird häufig als die genealogische bezeichnet oder auch mit dem Überbegriff „Analytik der Macht“ zusammengefasst. Zentrales Werk, welches sich mit der Frage nach Strafpraxen und Disziplinierungen auseinandersetzt, ist *Surveiller et punir. La naissance de la prison* (1975). Die dritte Problemstellung, die kennzeichnend für das Werk Foucaults ist und die in seiner *Histoire de la sexualité* behandelt wird, ist die Frage nach der Subjektkonstitution des Individuums.

Abgesehen von diesen Publikationen ist Foucaults Antrittsvorlesung am Collège de France in Paris mit der Überschrift „L'ordre du discours“ im Jahre 1970 von großer Bedeutung. Darin liefert der französische Theoretiker die Grundlagen für seinen Diskursbegriff, aus der sich durch ständige Überarbeitungen die Diskursanalyse entwickelt (vgl. Ruffing, 2008: 8f.; vgl. Burtscher-Bechter, 2004: 256; vgl. Schößler, 2006: 38f.).

Ich werde im Folgenden einen Fokus auf die Subjektivitätskonstitution in Anlehnung an Foucault legen. Hierbei möchte ich skizzieren, wie innerhalb der poststrukturalistischen Schule Subjekte konzipiert sind und welche Beziehung zwischen Diskurs und Realität angedacht wird.

3.1 Michel Foucaults Denken im Kontext des Poststrukturalismus

Um die Inhalte und zentralen Aussagen Foucaults nachvollziehbar darzustellen, ist es unumgänglich auf seine theoretischen Anknüpfungspunkte einzugehen: hierbei ist einerseits der Strukturalismus als Basis des foucaultschen Denkens zu erwähnen, andererseits der Poststrukturalismus als seine Weiterentwicklung und Modifikation.

Ferdinand de Saussure lieferte mit seinen Vorlesungen zur Sprachwissenschaft, welche nach seinem Tod in schriftlicher Form erschienen (*Cours de linguistique général*, 1916), die zentralen Ideen der strukturalistischen Theorie. Sein Hauptinteresse bezog sich auf die interne Struktur von Sprache, wobei er das Zeichen als eine Verknüpfung von Signifikant und Signifikat bestimmt (vgl. Münker/ Roesler, 2012: 3f.) Er argumentierte, dass die Beziehung zwischen dem Lautbild und der Vorstellung arbiträrer Natur ist und Bedeutungen somit erst durch Konventionen entstehen.

Bedeutungen (Signifikate) werden Saussure zufolge durch Sprache (Signifikanten) nicht einfach abgebildet, sondern in unseren Köpfen durch Signifikanten – und vor allem durch die Unterschiedlichkeit der verschiedenen Signifikanten, also durch die *Differenz* zwischen Lautbildern [...] – erst ausgelöst und hervorgebracht. (Sextl, 2004: 80)

Daraus ergibt sich, dass kein direkter außersprachlicher Grund für die Verknüpfung von Signifikat und Signifikant existiert. Die Sinnkonstitution von Sprache muss demnach sprachintern erfolgen: „Nicht die Referenz der Zeichen, also ihr Bezug auf etwas Außersprachliches, zählt, sondern ihre Relation, genauer: die Differenz der Zeichen zueinander.“ (Münke/ Roesler, 2012: 4) Ab den 1950er Jahren werden diese linguistischen Theoreme in Frankreich von Denkern wie Claude Lévi-Strauss, Jacques Lacan und Michel Foucault auf andere Zweige der Kulturwissenschaften übertragen (vgl. Sexl, 2004: 80). Der gemeinsame Ansatz der strukturalistischen TheoretikerInnen bezieht sich auf die Bedeutung der sprachlichen Strukturen. Diese organisieren und bestimmen das Handeln und Denken; sind folglich unabdingbar für die Wirklichkeitskonstitution (vgl. Münke/ Roesler, 2012: 28). Foucault übernimmt den Ansatz der Differenz zwischen Wörtern von Saussure und wendet ihn schließlich in *Histoire de la folie* auf einen größeren Kontext – die Ideengeschichte – an. Dies spiegelt sich in seiner Konzeption des Wahnsinns wieder, der im Sinne Foucaults erst durch die Differenzierung zwischen „Vernunft“ und „Nicht-Vernunft“ konstruiert wird (vgl. Münke/ Roesler, 2012: 15f.).

Ein weiterer Aspekt, der für eine strukturalistische Ausrichtung des Theoretikers spricht ist seine strukturbezogene Vorgehensweise. Foucault beschäftigt sich nicht mit Textinterpretationen oder Sinnfragen; er versucht vielmehr die Strukturen kenntlich zu machen, die sich aus den Bedeutungsdifferenzen ergeben (vgl. Burtscher-Bechter, 2004: 259). Bei der Erarbeitung der Geschichte des Wahnsinns werden unterschiedliche Dokumente verwendet: zum einen solche, die aus einer medizinischen Perspektive Aussagen tätigen, zum anderen aber auch aus anderen Sparten, wie etwa der Literatur. Das Sammeln von unterschiedlichem Material sowie dessen Aufarbeitung bezeichnet Foucault mit dem Begriff „Archäologie“. Damit bezieht er sich auf seine Vorgehensweise, die historische Entwicklung nachzuvollziehen, zu kontextualisieren und darzustellen. Laut Fink-Eitel kann dieser methodische Zugang als Theorie der Wissens- und Diskursformen bezeichnet werden (vgl. Fink-Eitel, 1997: 9).

Wie bereits angedeutet wurde, sind die Theorien von Foucault nicht ausschließlich strukturalistischer Natur, im Laufe seiner Veröffentlichungen treten zunehmend poststrukturalistische Inhalte hinzu.⁷ Der Poststrukturalismus entwickelt sich aus einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus heraus, er ist gleichermaßen „Weiterführung wie auch Kritik“ (Sexl, 2004: 82). Bereits in den 1960er Jahren werden

⁷ Auch die beiden anderen Theoretikerinnen Judith Butler und Trinh T. Minh-ha sind dem Poststrukturalismus zuzuordnen und insbesondere Judith Butler schließt an Foucaults Standpunkt an, siehe auch Kapitel 4 und 5.

Stimmen laut, die die ausschließlich synchrone Perspektive bemängeln. Ferner legt Saussure den Bedeutungsstrukturen noch einen Ausgangspunkt zugrunde – ein Zentrum, das deren Organisation beeinflusst (vgl. Sexl, 2004: 82f.) Von dieser Vorstellung eines kontrollierenden Subjekts verabschiedet sich der poststrukturalistische Ansatz gänzlich: „**Alles**, so lautet die radikalisierte Version, **ist Struktur** – und **nirgends hat sie ein Zentrum** oder eine Grenze [Hervorhebungen im Original].“ (Münke/ Roesler, 2012: 29) Außerdem ist der *linguistic turn* charakteristisch für poststrukturalistische Tendenzen. Dieser Terminus benennt die Bedeutung sprachlicher Strukturen als Ort der Realitätsbildung (vgl. Villa, 2004: 237; vgl. Berressem, 2004: 544).

Die Entwicklung vom Strukturalismus hin zum Poststrukturalismus spiegelt sich bei Foucault auch in einer veränderten Methodik wieder: für seine Theorie der Macht erarbeitet er den Zugang der Genealogie – der Frage nach der Entstehung sowie der Herkunft. (vgl. Münke/ Roesler, 2012: 91f.; vgl. Bossinade, 2000: 165). Insbesondere die Aussagen von Foucault zur Geschichtsauffassung, zum Subjektbegriff und zur Sprache sind in die poststrukturalistische Denktradition einzuordnen, wie Burtscher-Bechter anmerkt. Die Geschichte wird bei Foucault nicht als endgültig und homogen konzipiert, sondern als unabgeschlossen und vielfältig. Dadurch ermöglicht er die Einbeziehung von unterschiedlichen Perspektiven – wie etwa das Geschichtserleben von Kolonisierten, Frauen, etc. In Bezug auf das Subjekt schließt sich Foucault der poststrukturalistischen Prämisse an, wonach es keinen Ursprung und keine/n Urheber/in von Äußerungen gibt. Vielmehr ist das Subjekt eingebunden in Strukturen und nur als deren Resultat existent. Um diese abstrakte Vorstellung der Subjektivität zu demonstrieren, muss das poststrukturalistische Modell von Sprache nachvollzogen werden (vgl. Burtscher-Bechter, 2004: 259).

Dieses Modell geht davon aus, dass Vorstellungen und Dinge nicht durch Sprache repräsentiert bzw. abgebildet werden (d.h. Sprache bezeichnet nicht etwas real Existierendes), sondern dass die Vorstellungen und Dinge erst durch Zeichen, Symbole und Wörter hervorgebracht werden. (Burtscher-Bechter, 2004: 259)

Daraus folgt, dass es keine Wirklichkeit gibt, die unabhängig von sprachlichen Strukturen ist. Die Vorstellung von Realität, die sich uns als natürlich darbietet, ist das Resultat von sprachlichen Benennungen.

3.2 Der Diskurs als reglementierende Instanz

Nach diesen einführenden Bemerkungen in den theoretischen Kontext von Michel Foucault und seinen Publikationen, werde ich mich nun mit dem Begriff des Diskurses

auseinandersetzen. Da es keine allgemein gültige Definition des Terminus gibt, sollen einige prägnante Begriffsbeschreibungen nebeneinander gestellt und kommentiert werden. Selbst in den Werken Foucaults findet sich keine explizite Begriffsbestimmung, vielmehr zeichnet sich eine kontinuierliche Weiterentwicklung des Konzepts ab. Während in den frühen Veröffentlichungen wie etwa in *Folie et déraison* und auch in *Naissance de la clinique* der Diskursbegriff keine Anwendung findet⁸, wird er in den weiteren Werken kontinuierlich bedeutsamer und präsenter. Er fungiert zunächst als Substitution für die Idee der „Episteme“⁹ und wird schließlich ausgeweitet (vgl. Geisenhanslüke, 2001: 61f.; vgl. Sarasin, 2005: 97). In seinem Vortrag zur Ordnung des Diskurses liefert Foucault Informationen; so erwähnt er eingangs: „In den Diskurs, den ich heute zu halten habe, und in die Diskurse, die ich vielleicht durch Jahre hindurch hier werde halten müssen, hätte ich mich gern verstohlen eingeschlichen.“ (Foucault, 1974: 5) Aus diesem einleitenden Satz lässt sich meines Erachtens noch nicht die gesamte Tragweite des Begriffs für die Theoriebildung ableiten; vielmehr scheint es, als ob „Diskurs“ hier als Synonym für „Rede“ oder „Vorlesung“ fungiert. In der weiteren Abhandlung werden grundlegende Charakteristika angeführt. So spielt die Gesellschaft eine zentrale Rolle bei der Kontrolle der diskursiven Formationen:

Ich setze voraus, daß in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen. (Foucault, 1974: 7)

Foucault differenziert zwischen verschiedenen Ausschlussprozeduren, die in einer Gesellschaft Bestand haben: als erstes führt er das Verbot an, über gewisse Sachverhalte sprechen zu dürfen. Das zweite regulierende System ist die Grenzziehung zwischen Vernunft und Wahnsinn – hierbei wird die Glaubwürdigkeit von Aussagen bewertet. Laut Foucault ist der Diskurs eines Verrückten im Normalfall nicht im selben Maße gültig wie der eines Vernünftigen. Die letzte Regulierungsmaßnahme beruht auf dem Gegensatz von Wahrem und Falschem. (vgl. Foucault, 1974: 7-15; vgl. Kögler, 2004: 75f.). „Wenn der wahre Diskurs seit den Griechen nicht mehr derjenige ist, der dem Begehren antwortet oder der die Macht ausübt, was ist dann im Willen zur Wahrheit, im Willen den wahren Diskurs zu sagen, am Werk – wenn nicht das Begehren und die Macht?“ (Foucault, 1974: 14f.).

⁸ Erst in der Zweitaufgabe von *Naissance de la clinique* ersetzt Foucault im Vorwort den Begriff „Struktur“ mit „Diskurs“ (vgl. Geisenhanslüke, 2004: 124)

⁹ Episteme sind bei Foucault als „Wissensmodelle“ zu interpretieren (vgl. Ruffing, 2008: 20)

In *L'archéologie du savoir* erfolgt eine erneute Beschreibung des Diskurses als „eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem zugehören“ (Foucault, 1981: 156). Foucault betont, dass sein Interesse nicht direkt den sprachlichen Aussagen gilt; er wertet sie als Ergebnis von diskursiven Praxen, die wiederum regulierend wirken. Der Diskurs bestimmt, ob und wie über Gegenstände gesprochen und nachgedacht wird. (vgl. Kammler, 1997: 39; Villa, 2012: 20). Meißner greift in ihrer Begriffsannäherung diesen essentiellen Aspekt auf: „Der Begriff des Diskurses bezeichnet eine Ordnung, in der bestimmte Aussagen möglich und zugleich andere Aussagen als unsinnig, unmöglich, monströs oder schlicht undenkbar verworfen sind.“ (Meißner, 2012: 16f.)

Außerdem weist Foucault Diskursen eine Materialität sowie „Macht- und Subjekteffekte“ zu (Gerhard/ Link/ Paar, 2004: 117). Diskurse sind folglich produzierenden Charakters, wie Foucault festhält: „[...] die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault, 1981: 74). Hierin liegt ein zentrales Argument, das für die Überlegungen zu Subjektkonstitutionen ausschlaggebend ist: Diskurse repräsentieren Regelsysteme, die zu einer bestimmten historischen Epoche Aussagen als wahr, wirklich und mächtig definieren und somit auch festlegen, was als „normal“ gilt. Dadurch ergeben sich Subjektpositionen, die als Ergebnisse solcher diskursiver Formationen zu bewerten sind (vgl. Schößler, 2006: 38; vgl. Gerhard/ Link/ Paar, 2004: 117). Dies ist hinsichtlich einer detaillierten Lektüre der Romane instrumentalisierbar, denn auch in der intertextuellen Welt ist es von Belang, diskursive Aussagen zur Identitätskonstruktion der Figuren offenzulegen.

3.3 Machtwissen

Bei der Diskussion der konkreten Regelsysteme (sprich Verbot, Unterscheidung zwischen Vernunft und Wahnsinn sowie der Wille zur Wahrheit), wurde bereits die Verbindung zwischen Diskurs, Macht und Wissen in den Werken Foucaults angedeutet. Er bewertet den Diskurs als ein Machtinstrument, denn „er ist dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht.“ (Foucault, 1974: 8) Macht zeigt sich auch in den diskursiven Formationen, die bestimmen, welche Gegenstände zu Wissen und Wahrheit werden. „Diskurse erscheinen als historisch-situierte Problematisierungen des bis dahin geltenden Wahren, mit dem Effekt, erneut Wahrheiten zu produzieren.“ (Bublitz, 1999: 11)

Die Einschätzungen Foucaults zum Thema Diskurs und Macht unterliegen großen Veränderungen. Wie das vorhergehende Zitat zeigt, legt der französische Denker zunächst ein

repressives und reglementierendes Verhältnis zugrunde, dieses revidiert er schließlich und erarbeitet ein strategisch-produktives Machtverständnis (vgl. Lorey, 1999: 87).

Für die Revision seines Machtbegriffs rekonstruiert Foucault in *Surveiller et punir. La naissance de la prison* die Geschichte der Bestrafung in der Neuzeit und argumentiert, weshalb sich das Gefängnis als Strafmaßnahme Ende des 18. Jahrhunderts durchsetzte. Foucault wählt für seine Analyse die Methodik der Genealogie und zeichnet nach, wie sich die Machtpraktiken in der Gesellschaft veränderten (vgl. Kögler, 2004: 83f.) Diese moderne Macht verfügt über eine gänzlich andere Funktions- und Wirkungsweise als das feudal-absolutistische Machtmodell, welches mit der öffentlichen Demonstration von Macht durch körperliche Folter arbeitete. (vgl. Ruoff, 2007: 147; vgl. Kögler, 2004: 84). Diese Tradition des unberechenbaren und beliebigen Strafmaßes wird Ende des 18. Jahrhunderts durch einen Katalog mit juristischen Regeln ersetzt. Somit wurde festgehalten, welche Bestrafung für welches Verbrechen vorgesehen ist, wodurch eine Prävention erreicht werden sollte (vgl. Ruoff, 2007: 148).

Auf diese Phase folgt schließlich jene Strafpraxis, die als „moderne Macht“ bezeichnet werden kann und die mit dem Mittel der Disziplinierung arbeitet. Ziel ist es, aus dem Individuum ein leistungsstarkes, die Gesellschaft stützendes Element zu fertigen.

Im Laufe des klassischen Zeitalters spielte sich eine Entdeckung des Körpers als Gegenstand und Zielscheibe der Macht ab. [...] Die Aufmerksamkeit galt dem Körper, den man manipuliert, formiert und dressiert, der gehorcht, antwortet, gewandt wird und dessen Kräfte sich mehren. (Foucault, 1977: 174)

Ausführende Organe sind in diesem Fall nicht politische Souveräne, sondern in erster Linie Institutionen, wie das Militär, die Schulen, Gefängnisse, usf. Die Verfahren, die zur Machtausübung eingesetzt werden, bezeichnet Foucault mit dem Terminus „Disziplinen“. Diese wirken auf das Individuum ein, werden internalisiert und führen schließlich zu einer stetigen Selbstkontrolle. Durch die kontinuierliche Disziplinierung werden gesellschaftliche Normen und Regeln von den Individuen verinnerlicht, die sich schließlich selbst in ihrem Verhalten überwachen. Die Organisation der Macht ist beim modernen Typus nicht hierarchisch aufgebaut, das bedeutet, es gibt keine ausschließlich machtausübende Position (vgl. Ruoff, 2007: 149). Es handelt sich im Gegenzug um eine horizontale Macht ohne Zentrum, die sich in den Relationen zwischen den Einzelnen manifestiert. Machtpositionen sind daher in „ein Feld von Beziehungen [eingelassen], in dem es keine absolut privilegierte und unanfechtbare Stellung gibt.“ (Kögler, 2004: 86)

Foucault wendet sich in *Surveiller et punir. La naissance de la prison* von der Vorstellung einer repressiven, negativen Macht ab und konzipiert sie als eine produktive, schaffende Kraft. Macht resultiert folglich nicht in Ausgrenzung und Unterdrückung, sondern bringt Gegenstände hervor (vgl. Kögler, 2004: 88f.):

Man muß aufhören, die Wirkungen der Macht immer negativ zu beschreiben, als ob sie nur „ausschließen“, „unterdrücken“, „verdrängen“, „zensieren“, „abstrahieren“, „maskieren“, „verschleiern“ würde. In Wirklichkeit ist Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. (Foucault, 1977: 250)

Diese Überlegungen tragen auch zu einer veränderten Subjektauffassung bei. Einerseits gehen das individuelle Selbstverständnis und die Identität aus den internalisierten Normen sowie Verhaltensweisen hervor. Andererseits kann das Subjekt trotz diskursiver Vorschriften eine „reflexive Selbstbeziehung“ – wie Kögler formuliert – eingehen. Somit ist innerhalb der vorgegebenen Strukturen ein reflexives Moment möglich, welches dem Subjekt Handlungsspielraum zugesteht. Dennoch gilt es festzuhalten, dass das Subjekt sowie dessen Identität als Ergebnisse von Machtdiskursen (in Form von Disziplinierungen) zu werten sind, die je nach Individuum mitgestaltet werden können (vgl. Kögler, 2004: 89ff.). Der strategische Machtbegriff impliziert zudem, dass es nicht nur ‚eine‘ Macht gibt; es handelt sich um vielfältige Machtbeziehungen und Machtstrukturen, die die Gesellschaft durchziehen (vgl. Ruoff, 2007: 151). Foucault zeichnet dies anhand der Bio-Macht sowie der Pastormacht nach; zwei Formen der Macht, die produktiv und regulativ auf die Gesellschaft wirken (vgl. Ruffing, 2008:110f.).

In seinen weiterführenden Überlegungen¹⁰ zur Subjektkonstitution beschreibt Foucault die Macht als ein Netz von Praktiken, das sich in Sprache sowie Handlungen manifestiert und dabei andere Handlungen beeinflusst. Folglich ergeben sich Machtpositionen im (sprachlichen) Handeln und bleiben veränderbar. (vgl. Lorey, 1999: 93) Für die Frage nach dem Subjekt bedeutet dies, dass „Subjektivierungsweisen für Foucault das materiell existierende Produkt diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken“ sind (Bührmann, 2001: 129). Als Überbegriff für die diskursiven und nicht-diskursiven Vorgänge führt der französische Theoretiker das „Dispositiv“ ein, das sich auf Faktoren wie

Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische und philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtem, ebensowohl wie Ungesagtem [...] (Foucault, 1978: 119f.)

¹⁰ Siehe hierzu seinen Aufsatz „Das Subjekt und die Macht“ (1994)

bezieht. Das Zusammenspiel dieser Elemente ist in Anlehnung an Foucault bei der Subjektivitätskonstruktion von großer Bedeutung (vgl. Bührmann, 2001: 134).

Bei einer Machtanalyse muss gemäß Foucault die Art der Machtausübung definiert werden. Er erstellt eine dreiteilige Typologie von Macht – Macht als Fertigkeit, als Kommunikationsbeziehung und als Herrschaft. Die erste Kategorie beschreibt die Ausführung einer bestimmten Technik, um ein konkretes Ziel zu erreichen. Beim zweiten Typus entsteht die Machtausübung infolge von Kommunikationsakten, durch die Argumente vermittelt werden, die wiederum zu einer Handlung führen. Die dritte Machtform kann als Herrschaft beschrieben werden, da in diesem Kontext Druckmittel angewendet werden (vgl. Ruoff, 2007: 154f.). Außerdem führt er fünf Faktoren an, die bei der Beschreibung von Macht berücksichtigt werden sollten. Zunächst müssen die Voraussetzungen der Macht erforscht werden, sprich der soziale Status, der Wissensstand, die ökonomischen Bedingungen, etc. der Beteiligten. Als zweiter Aspekt sind die Ziele und Absichten zu klären, die als Antrieb für eine Machtausübung dienen. Es muss daher die Frage beantwortet werden, wer von einer Machtausübung profitiert und in welchem Maße. Der dritte Punkt bei der Machtanalyse ist die Form; Macht kann – wie bereits erwähnt – auf unterschiedliche Arten praktiziert werden. Interessant ist, die Strukturen der Machtausübung offenzulegen: handelt es sich um bewusste Drohungen, um soziale Kontrollmechanismen oder beispielsweise um physische Gewalt, die auf das Individuum einwirken? Weiters führt Foucault die Institutionalisierung als entscheidendes Element an, weil sich bestimmte Hierarchien entwickeln können, die Auswirkungen auf das Machtgefüge haben können. Als abschließender Punkt ist der Grad der Rationalisierung zu beachten (vgl. Ruoff, 2007: 154f.). Bei all diesen Überlegungen ist es wichtig zu bedenken, dass Macht bei Foucault nicht das Privileg einzelner Gruppen oder Individuen ist. Vielmehr handelt es sich um Machtbeziehungen, die alle Beteiligten mit Handlungsmöglichkeiten ausstatten. Wie er erklärt:

Es stimmt nicht, dass es in einer Gesellschaft Leute gibt, die die Macht haben und unterhalb davon Leute, die überhaupt keine Macht haben. Die Macht ist in der Form von komplexen und beweglichen strategischen Relationen zu analysieren, in denen niemand dieselbe Position einnimmt und nicht immer dieselbe behält. (zitiert in: Ruoff, 2007: 155f.)

Anhand des dargelegten Machtverständnisses möchte ich die Machtpositionen und Machtbeziehungen in *Maldito Amor* und *Felices días, tío Sergio* untersuchen, wobei Handlungen, Reaktionen und Praktiken der einzelnen Figuren analysiert werden sollen. Ziel

ist die Offenlegung von konstruierten Machtgefällen sowie die Bewusstmachung von Möglichkeiten zur Unterwanderung solcher Hierarchisierungen.

4 Gender Studies

Diese Arbeit verfolgt eine geschlechtertheoretische Analyse literarischer Texte, die in einem postkolonialen Kontext verfasst wurden. Daher ist es unumgänglich, sich mit den Inhalten der Gender Studies zu befassen. Weiters findet eine Auseinandersetzung mit den Konzepten der amerikanischen Theoretikerin Judith Butler statt, wobei im besonderen Maße ihre Aussagen zur Performativität der Geschlechteridentität berücksichtigt werden sollen.

Die Gender Studies (Geschlechterforschung, Geschlechterstudien) sind als eine Weiterentwicklung der Women's Studies zu erachten, welche sich vordergründig mit der Situation der ‚Frau‘ beschäftigt. Hierbei geht die Frauenforschung von der Annahme aus, dass Berührungspunkte sowie Gemeinsamkeiten zwischen den ‚Frauen‘ existieren, die aus ihren genuin ‚weiblichen‘ Körpereigenschaften resultieren. Die Geschlechterforschung teilt diese Auffassung nicht, sondern betont die Differenzen, die innerhalb des vermeintlich homogenen Subjekts ‚Frau‘ zu beachten sind. Um diesen Unterschieden Rechnung zu tragen, inkludieren die Gender Studies weitere Kategorien wie die Zugehörigkeit zu einer ethnischen sowie sozialen Gruppe bei der Theoriebildung (im Englischen sind die Begrifflichkeiten *race* und *class* zur Bezeichnung dieser Kategorisierungen geläufig) (vgl. Wesely, 2000: 9; vgl. Feldmann/ Schülting, 2004c: 224f.).

Ein weiterer zentraler Aspekt der Geschlechterforschung ist die gleichwertige Fokussierung von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘, während im Zuge der Frauenforschung das Frausein sowie die Situation der weiblichen Bevölkerung im Zentrum des Interesses steht. Die Gender Studies bewerten Geschlecht als Konstruktion, die durch soziokulturelle Normen, Institutionen und Vorgaben produziert wird. Zudem werden mögliche hierarchische Strukturen zwischen den Geschlechtern, das Verhältnis zwischen den Geschlechtern sowie daraus resultierende Repräsentationen thematisiert (vgl. Wesely, 2000: 9; vgl. Feldmann/ Schülting, 2004c: 224f.).

Es muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass sich die Geschlechterforschung durch Interdisziplinarität auszeichnet und daher nur beispielhaft gemeinsame Forschungsinteressen

angeführt werden können. Innerhalb der Gender Studies sind unterschiedliche Positionen kenntlich zu machen, die gewichtige Differenzen beinhalten ¹¹(vgl. Wesely, 2000:10).

4.1 Geschlechteridentitäten bei Judith Butler

Eine Theoretikerin, die die Diskussionsinhalte der Gender Studies nachhaltig beeinflusste, ist die US-Amerikanerin Judith Butler. Sie publizierte im Jahr 1990 *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. Bis zum Zeitpunkt der Veröffentlichung und besonders in den 1980er Jahren traf das *sex/gender*-System in dieser Denktradition auf breite Zustimmung; *sex* bezeichnet demnach den biologischen Geschlechtskörper, *gender* hingegen die soziokulturelle Funktion von Geschlecht (vgl. Feldmann/ Schülting, 2004a: 79). Daraus resultiert die Vorstellung, dass „[...] *gender* nicht kausal mit dem biologischen Geschlecht verknüpft ist, sondern als eine kulturelle Interpretation des Körpers zu verstehen ist [...]“ (Feldmann/ Schülting, 2004b: 223)

Während diese Begrifflichkeiten und Definitionen von den feministischen Forschungen und auch von VertreterInnen der Geschlechterforschung akzeptiert sowie verwendet wurden, bringt Butler Kritik an dieser Zweiteilung vor. Sie bewertet sowohl *sex* als auch *gender* als konstruierte Elemente und als Ergebnisse diskursiver Praktiken. Daraus folgt, dass keine vorursprünglichen, ‚natürlichen‘ Kategorien beziehungsweise Geschlechtskörper vorhanden sind. Auch der biologische Körper wird in der wahrgenommenen Form erst durch Einschreibungen und Zuweisungen hervorgebracht:

[...] grundlegenden Kategorien der Identität – die Binarität von Geschlecht und Geschlechtsidentität und der Körper – als Produktionen dargestellt werden können, die den Effekt des Natürlichen, des Ursprünglichen und Unvermeidlichen erzeugen. (Butler, 1991: 9)

Es gilt an dieser Stelle anzumerken, dass Butler in ihren Überlegungen an Foucault anschließt und in seiner Tradition Diskurse als subjektkonstituierend begreift. Sie übernimmt seine Vorstellung einer Macht, die Realitäten hervorzubringen vermag. Die grundlegenden (Identitäts-)Kategorien sind in Anlehnung an Foucault als „Effekte einer spezifischen Machtformation“ zu definieren (Butler, 1991: 9) (vgl. Jagger, 2008: 3). Dabei spielt die Sprache – wie bereits in Kapitel 3.1 dargelegt – eine gewichtige Rolle, da sich Diskurse in ihr konstituieren und durch Bezeichnungspraxen Subjekte hervorgebracht werden. Wesely bringt diese Überlegung auf den Punkt: „Innerhalb von Diskursen finden Bezeichnungen statt.

¹¹ Je nach Forschungsrichtung wird der Begriff *gender* anders konzeptualisiert; er kann als Gegenbegriff zum biologischen Geschlecht fungieren, als Ausdruck für den Konstruktionscharakter von Geschlecht, als Analysekategorie in konkreten historischen und sozialen Kontexten (vgl. Wesely, 2000: 10)

Bezeichnungen schaffen (Denk-)Wirklichkeit.“ (Wesely, 2000: 24) Aufgrund dessen wird Butler häufig als Begründerin des *linguistic turn* in den Gender Studies erachtet – durch ihre Publikation verlagerte sich der Schwerpunkt auf die Sprache als realitätskonstituierendes Element (vgl. Villa, 2012: 19).

Zudem wies Butler das in der Frauenforschung bemühte universale Subjekt der ‚Frauen‘ zurück, da eine solche einheitliche Kategorisierung nicht zielführend sei und den unterschiedlichen Situationen, Erfahrungen, etc. von Frauen nicht gerecht werden kann (vgl. Feldmann/ Schülting, 2004a: 79).

Die politische Annahme, daß der Feminismus eine universale Grundlage haben müsse, die in einer quer durch die Kulturen existierenden Identität zu finden sei, geht häufig mit der Vorstellung einher, daß die Unterdrückung der Frauen eine einzigartige Form besitzt, die in der universalen oder hegemonialen Struktur des Patriarchats bzw. der männlichen Herrschaft auszumachen sei. (Butler, 1991: 18)

Die amerikanische Philosophin stellt Identität als gegebene Entität infrage und weist auf den naturalisierenden Effekt von Diskursen hin. Wie Feldmann und Schülting festhalten: „Dies führt sie [Judith Butler, Anm.] zu einer Kritik an der Kategorie Identität, die in kulturellen Diskursen produziert und naturalisiert werde, [...]“ (Feldmann/ Schülting, 2004a: 79) Geschlechteridentitäten ergeben sich daher nicht durch einen gegebenen, vordiskursiven Geschlechtskörper, sondern erst durch das Zusammenspiel von *sex*, *gender* und Begehren. Dieses Begehren ist jedoch durch zwei normierende soziale Mechanismen geleitet: die Zwangsheterosexualität und der Phallogozentrismus (vgl. Feldmann/ Schülting, 2004a: 79; vgl. Jagger, 2008: 18).

Für Butler sind (Geschlechter-)Identitäten daher keine ‚natürlichen‘ Kategorien – sie ergeben sich durch sogenannte performative Akte: „gender is a kind of enforced cultural performance, [...]“ (Jagger, 2008: 20) Geschlecht verfügt somit über einen performativen Charakter, der sich durch soziokulturelle Handlungen und Zuschreibungen kontinuierlich produziert und stabilisiert. Das Konzept der Performativität, welches Butler in *Gender Trouble* vorstellt und in *Bodies that matter* (1993) weiterentwickelt, möchte ich im Detail darlegen, da es auch in Hinsicht auf postkoloniale Situationen und Verhaltensmuster relevante Inhalte bietet (vgl. Feldmann/ Schülting, 2004a: 79).

4.2 Performativität

Der Begriff „Performativität“¹², der gemäß seiner Übersetzung vom englischen „to perform“ „Ausführung“ und „Aufführung“ bedeutet, wird in den Sozial- und Kulturwissenschaften zur Bezeichnung verschiedener Sachverhalte herangezogen (vgl. Pfister, 2004: 516; vgl. von Hoff, 2005: 153). Als ein zentrales Bedeutungsfeld hat sich das Theater etabliert, wobei *performance* sich auf die Vorführung eines Theaterstücks bezieht. Eine weitere Übernahme des Terminus fand ab den 1950er Jahren durch die Ethnologie statt; in diesem Zusammenhang ist von *cultural performance* die Rede und benennt den Vorgang einer kulturellen Gruppe, die eigene Identität in Form von Festen, Ritualen, Tänzen, usw. vorzuführen und dadurch zu konstituieren. Diese Konzeption von Performativität inkludiert bereits Aspekte, die von Butler bei ihren Erläuterungen zum performativen Charakter von (Geschlechter-)Identitäten aufgenommen und weiterverarbeitet werden (vgl. Pfister, 2004: 516f.).

Eine vergleichbare Entwicklung ist in der Sprachwissenschaft nachzuzeichnen, auch hier hat sich eine – so Pfister – „performative Wende“ abgezeichnet (Pfister, 2004: 516). Diese spiegelt sich in der Fokussierung der Performanz im Gegensatz zur Kompetenz bei Noam Chomsky wieder, ebenso wie in den theoretischen Überlegungen von John L. Austin, die er im Zuge seiner Sprechakttheorie formuliert. Austin argumentiert, dass performative Sprechakte Handlungen entsprechen, denn sie bringen jene Gegenstände hervor, die sie bezeichnen: „[...] den Satz äußern heißt, es tun.“ (Austin, 1972: 29 zitiert in von Hoff, 2005: 167) Daraus folgt sein Interesse für die pragmatische Komponente von Sprache, wobei er die Bedeutungsebene von Wörtern vernachlässigt. „[...] so wird eine Wende von der Semantik zur Pragmatik vollzogen. Sprechakte sind als Sprechhandlungsschemata, wie eine Theateraufführung oder ein Ritual, auf Wiederholbarkeit angelegt, [...]“ (Pfister, 2004: 517). Jacques Derrida befindet in seiner Überarbeitung der Sprechakttheorie eben diese Wiederholbarkeit – im französischen Original *iterabilité* – als bedeutsam für mögliche Veränderungen (Pfister, 2004: 517). Schriftliche Zeichen sind seiner Auffassung zufolge reiterierbar, wiederholbar; es handelt sich jedoch um keine simple Wiederholung, wie Babka festhält: „Dabei erschöpft sich die Iterabilität des Zeichens nicht in der Reproduktion oder der einfachen Wiederholung, vielmehr verbindet er den Begriff der Wiederholung mit Andersheit.“ (Babka, 2011: 173; vgl. Posselt, 2003a) Somit ergibt sich in und aufgrund der

¹² In Bezug auf die Begriffe „Performanz“ und „Performativität“ sowie deren Bedeutungen herrscht in der Wissenschaft Uneinigkeit. Teilweise werden sie auch äquivalent verwendet. Weitere Informationen zur Begriffsdiskussion siehe Hoffarth, 2009: 23f. Ich verwende in meiner Argumentation den Terminus „Performativität“, wenn ich mich auf den theoretischen Ansatz von Judith Butler beziehe.

Wiederholung eine Sinnveränderung, die auf die variierenden Bedeutungskontexte zurückzuführen ist.

Ein weiteres Charakteristikum, welches von Derrida hervorgehoben wird, ist die mögliche Loslösung des Zeichens aus seinem ursprünglichen Bezugsrahmen und seine Verknüpfung mit anderen Kontexten. Dasselbe ist auch bei performativen Sprechakten zu beobachten, die ausschließlich dann funktionieren können, wenn sie sich auf bereits existente sozial codierte Äußerungen beziehen. Sie verweisen beziehungsweise zitieren somit bekannte Strukturen (vgl. Posselt, 2003a; vgl. Meißner, 2012: 124).

Um das Konzept der Performativität von Butler nachvollziehen zu können, ist die Beschäftigung mit Derrida unumgänglich. Die Gendertheoretikerin erarbeitet ihren Ansatz mit Rückgriff auf Derridas Diskussion der Sprechakttheorie. Dies ist ein wichtiges Moment, da sie sich somit vom Begriff der Performanz – wie er etwa im Kontext der Theaterwissenschaften gebräuchlich ist – distanziert. „This is a crucial move, as the adaption of speech act theory is an important feature of her account of performativity and it makes her approach significantly different from theatrical models of performance.” (Jagger, 2008: 4)

Der bedeutsame Unterschied zwischen einer Performanz und der Butlerschen Performativität, basiert auf der Vorstellung bzw. Negierung eines sich inszenierenden Subjekts. Während Performanz sich auf theatralische Akte bezieht, die beabsichtigt ausgeführt und aufgeführt werden, verweigert die Performativität im Sinne Butlers einen Ursprung. „Performativität ist weder freie Entfaltung noch theatralische Selbstdarstellung, und sie kann auch nicht einfach mit darstellerischer Realisierung [*performance*] gleichgesetzt werden.“ (Butler, 1995: 139) Es gibt folglich keinen Täter/ keine Täterin vor der Tat, der/ die intentional etwas tut.¹³ „In diesem Sinne ist *gender* immer ein Tun, wenn auch nicht das Tun eines Subjektes, von dem sich sagen ließe, daß es der Tat vorausgeht.“ (Butler, 1991: 4f.; zitiert von Babka, 2011: 169) An dieser Stelle offenbart sich der performative Charakter von (Geschlechter-)Identitäten, denn das Subjekt „konstituiert sich in den Akten, die Butler *performativ* nennt, weil sie erst hervorbringen, was sie zeigen.“ (Tervooren, 2001: 158) Zur Illustration dieser Prämisse führt Butler eine konkrete Situation an; es handelt sich um den Vorgang des Benennens der Geschlechtszugehörigkeit nach der Geburt. Mit dem Ausspruch „Es ist ein Mädchen“ wird ein performativer Akt ausgelöst, der ein konkretes „Zum-Mädchen-Werden“ verlangt (vgl. Butler, 1995: 318; vgl. Wirth, 2002: 40).

Mit der Negierung eines vordiskursiven Subjekts reiht sich Butler in die Denkpraxis Derridas ein; darüber hinaus knüpft sie an die Bedeutsamkeit der Wiederholung – der Zitierhaftigkeit

¹³ Bei der Sprechakttheorie wird hingegen ein handelndes Subjekt vorausgesetzt, vgl. Posselt, 2003b

von performativen Akten – an. Die Theoretikerin erachtet sprachliche Performativität als eine „ständig wiederholende und zitierende Praxis, [...]“ (Butler, 1995: 22) Denn im Moment der Artikulation eines Sachverhaltes, bewegt sich der/ die Sprechende in einem bereits existenten Netz von Diskursen, Bedeutungen und Konnotationen (vgl. Villa, 2004: 144). Trotz der ständigen Bezugnahme auf bestehende Codes und Strukturen, sieht Butler in der verschiebenden Wiederholung die Möglichkeit, den Konstruktionscharakter von (Geschlechter-)Identität offenzulegen und zugleich Räume zur Veränderung zu schaffen (vgl. von Hoff, 2005: 167). Aufgrund der

allein auf Sprache rekurrierenden, diskurstheoretischen Perspektive sieht Butler die Möglichkeit, Kategorien wie „Körper“, „Identität“, oder „Subjekt“ zu denaturalisieren. So will sie darauf hinweisen, daß es sich nicht um natürliche, sondern um politische Kategorien handelt. [...] Handlungsmöglichkeiten bestehen nun in der Resignifizierung dieser Kategorien. (Lorey, 1993: 14 zitiert in Wesely, 2000: 44)

Während sie die simple Wiederholung gegebener Normen und Vorgaben mit dem Terminus Signifikation belegt, bezieht sich die Resignifikation auf eine verschiebende Repetition von Diskursen (vgl. Wesely, 2000: 43f). Als Beispiele für eine modifizierende Zitierung dominanter Geschlechteridentitäten führt Butler etwa Travestie, *drag* oder auch Homosexualität an. „Indem die Travestie die Geschlechtsidentität imitiert, offenbart sie implizit die Imitationsstruktur der Geschlechtsidentität als solcher wie auch ihre Kontingenz.“ (Butler, 1991: 202) Das bedeutet, dass die durch performative, wiederholende Handlungen hervorgebrachte Identität durch parodistische Akte bewusst destabilisiert werden kann (vgl. Butler, 2002: 320).

4.3 Butlers Performativität und Bhabhas Mimikry

Die Imitation von Verhaltensmustern und Normen ist folglich ein zentraler Moment der Identitätsbildung bei Butler. Die parodistischen Nachahmungen sieht sie als Möglichkeiten zu Bedeutungsverschiebungen. An dieser Stelle soll nochmals auf Homi K. Bhabha verwiesen werden, der das Konzept der Mimikry zur Beschreibung (post)kolonialer Situationen heranzieht. Mit dieser Begrifflichkeit benennt er eine Praxis des Kolonialdiskurses, die ebenfalls auf Nachahmung beruht. Mimikry beschreibt den Vorgang der Imitation ‚westlicher‘ Normen und Verhaltensweisen durch die Kolonisierten (Babka, 2011: 167; vgl. Schößler, 2006: 152). Dadurch entsteht eine Spiegelung der ‚westlich‘ konnotierten Kultur, die Konsequenzen für Kolonisierte und Kolonisierende hat: „[M]imicry, mockery and ironic

reversals challenge the West's discourse without adopting fully the discourse of the subordinate colonised groups.“ (Bhaba, 1994: 81)

Hierin liegt meines Erachtens eine relevante Analogie zu den Überlegungen Butlers. Sie selbst nimmt in *Bodies that matter* Bezug auf die Diskussion um Geschlecht und Ethnie, wobei sie eine Verbindung zwischen (Geschlechter-)Identität und ethnischer Zugehörigkeit – *race* – vornimmt (vgl. Butler, 1995: 233ff.).

Und obgleich es eindeutig gute historische Gründe dafür gibt, „Rasse“ und „Sexualität“ und „sexuelle Differenz“ als analytische Bereiche auseinanderzuhalten, gibt es ebenso dringliche und wichtige historische Gründe zu fragen, wie und wo wir nicht bloß die Konvergenz ablesen können, sondern die Stellen, an denen das eine nicht konstituiert werden kann, es sei denn durch das andere. (Butler, 1995: 234)

In seiner Publikation *The Location of Culture* legt Bhabha detailliert dar, welche Auswirkungen die Wiederholung europäischer Verhaltensweisen für die Kultur der Kolonisierenden haben kann. Wie auch bei den (Geschlechter-)Identitäten kann die bewusste Nachahmung verändernde Effekte hervorrufen. Es handelt sich in beiden Fällen um eine übertriebene, parodistische Imitation – seien es nun performative Akte, die zur Stabilisierung der heterosexuellen Norm oder zur Machtstruktur im kolonialen Kontext beitragen (vgl. Babka, 2011: 167ff.) Eine weitere Parallele, die bei diesen beiden Denkansätzen augenscheinlich wird, ist der Stellenwert der Diskurse. In ihrer Resignifikation werden laut Babka „Handlungsfähigkeit und Subversion“ denkbar (vgl. Babka, 2011: 173).

Wie ich anhand der Romananalyse darlegen werde, spielt die Wiederholung und Nachahmung von dominanten Werten, Geschlechterbildern, kulturellen Verfahren auch bei den fiktiven Figuren eine gewichtige Rolle.

5 Trinh T. Minh-ha: *Woman. Native. Other: Writing feminism and postcoloniality*

Im letzten Abschnitt der theoretischen Diskussion werde ich anhand der Publikation *Woman. Native. Other: Writing feminism and postcoloniality* (1989) von Trinh T. Minh-ha zentrale Argumentationslinien erarbeiten und darstellen, die hinsichtlich einer gendersensiblen Lektüre postkolonialer Romane als Analyseinstrument dienen.

Hierbei soll der Fokus auf drei wesentliche Aspekte innerhalb der Trinh'schen Denkpraxis gelegt werden. Erstens erfolgt eine Annäherung an das Konzept der „un/an/geeigneten Anderen“, welches den performativen Charakter von Identität hervorhebt und das Subjekt als

vielschichtige Konstruktion begreift.¹⁴ Im weiteren Verlauf wird die Thematik Wissen und Macht anhand von dominanten Diskursen dargelegt, wobei die Diskrepanz zwischen schriftlichen Zeugnissen und einer *oral history* – wie bei Trinh formuliert – analysiert werden soll. Abschließend findet eine literaturtheoretische Auseinandersetzung mit der Schaffung von Brüchen und neuen Räumen statt, mit der es aufzuzeigen gilt, inwiefern Form und Inhalt sich gegenseitig beeinflussen.

Trinh formulierte ihre Überlegungen und Denkansätze bereits zu Beginn der 1980er Jahre; ihre Aufsatzsammlung, die später unter dem Titel *Woman. Native. Other: Writing feminism and postcoloniality* veröffentlicht wurde, traf bei den Verlagen jedoch auf Ablehnung. Erst 1989 und im Zuge der steigenden Präsenz der Postcolonial Studies fand sich eine Möglichkeit der Publikation dieses wissenschaftlichen Werkes, das jedoch auf den ersten Blick nicht eindeutig als solches zu klassifizieren ist. Trinh führt in ihren Aufsätzen unterschiedliche Stile und Schreibformen zusammen und ist somit nicht eindeutig „akademischen Sparten“ zuzuordnen, wie Pritsch festhält. Darin sieht sie auch den Grund für die „schwere Konsumierbarkeit“ der Trinh'schen Texte und der ablehnenden Haltung vieler Verlage. Während ihre Werke im anglo-amerikanischen Raum Eingang in den postkolonialen Diskurs fanden, spiegeln die wenigen Übersetzungen das geringe Interesse in der deutschsprachigen Diskussion wieder (Pritsch, 2008: 355f.).

5.1 Differenzen als konstruktives Element: Die un/an/geeignete Andere

Das Konzept der hybriden Identität, das bereits angedacht wurde, sowie eine konstruktive Handhabung von Differenzen spielen auch in den Überlegungen von Trinh eine gewichtige Rolle. Im Gegensatz zu anderen postkolonialen und postfeministischen Theoretikerinnen – wie beispielsweise Gloria Anzaldúa¹⁵ – lehnt sie jedoch eine gemeinsame Identifikationsfigur ab. Eine solche Identifikationsfigur kann in Anlehnung an Anzaldúa als Grundlage für die Ausbildung einer Gruppenidentität fungieren und folglich „alternative Formen imaginärer Gemeinschaften stiften“ (Pritsch, 2008: 368). Trinh sieht in der Konstruktion einer Identifikationsfigur die Gefahr, spezifische Bedürfnisse, Situationen, Gegebenheiten, usw. auszublenden und schließlich zu verdrängen. Sie skizziert ein gänzlich anderes Bild von Identität: Identität als etwas Vielschichtiges, das es in seiner Pluralität und Spezifität

¹⁴ An dieser Stelle möchte ich auf Butlers Reflexionen zum Thema Performativität verweisen, siehe Kapitel 4.2

¹⁵ Gloria Anzaldúa analysierte die Situation der Chicano-Community, die an der Grenze zwischen Mexiko und Texas ihren „Raum“ suchen, und entwickelte das Identitätskonzept der *New Mestiza* (vgl. Pritsch, 2008: 368). Weiterführende Literatur zum Thema: Anzaldúa, 1999 und Bandau, 2004

wahrzunehmen gilt. Außerdem soll ihrer Argumentation folgend, Identität nicht als Endprodukt, sondern als Anfangspunkt begriffen werden (vgl. Pritsch, 2008: 372).

Um sich nun den Zwischenräumen, den vielschichtigen Positionen anzunähern rekurriert Trinh auf den Terminus „inappropriate/d other“.

So that when I use the notion of „inappropriate/d other“ in the very specific contexts of the West's other, and Man's or man's other, I am exploring the question of gender and ethnicity with an eye and an ear that, while not naming all groups, also takes into consideration, for example, the struggle of sexuality. (Grižinić, 2001: 44)

In einem ersten Schritt verweist sie damit auf sogenannte ‚Zwischen-Identitäten‘, die aus Prozessen wie Migration oder gesellschaftlichen Veränderungen resultieren. Diesen „in-between“ Positionierungen von Subjekten näherte man sich in der angloamerikanischen Diskussion auch mit der Bezeichnung *hyphenated identities* an¹⁶. Der Bindestrich soll einen Zwischenraum, einen Bruch, einen Ort für Neuverhandlungen darstellen. Die Sinnhaftigkeit einer solchen Diskursführung und des Beharrens auf einem weiteren (Bindestrich-)Raum für ‚unangepasste‘ Gesellschaftsgruppen bewertet Trinh kritisch. Sie sieht darin eine Gefahr der Aus- und Abgrenzung, da eine solche Argumentation zwar die Zuordnung bestimmter Gruppen ermöglicht, gleichzeitig aber auch deren ‚Andersartigkeit‘ betont. Sie sieht in dieser Zwischenposition jedoch die Gelegenheit abseits der geltenden sozialen Normen eine kritische Distanz und Perspektive einzunehmen. Hierin sieht sie die Effizienz dieser Bindestrich-Positionierungen (vgl. Pritsch, 2008: 374; vgl. Babka, 2010: 16f.).

In einem weiteren Schritt skizziert sie anhand der Begrifflichkeit „inappropriate/d other“ ein konkretes, innovatives Konzept von Identität. Dieses verfügt – wie bereits angedeutet – über keinen einheitlichen, kontinuierlichen und festzumachenden Charakter. Damit übt die vietnamesische Theoretikerin Kritik an der westlichen Auffassung, wonach Differenzen ausschließlich zwischen unterschiedlichen Personen bzw. Subjekten auszumachen sind. Vielmehr betont sie die Existenz von Differenzen innerhalb einer Persönlichkeit:

Die Differenzen zwischen Entitäten, die jeweils für sich als absolute Präsenz aufgefasst werden – daher die Vorstellung vom reinen Ursprung und wahren Selbst – sind die Ausgeburt eines dem Westen eigenen dualistischen Denksystems [...]. Sie sollten von jenen Differenzen unterschieden werden, die sich sowohl zwischen als auch innerhalb von Entitäten abzeichnen, wobei diese jeweils für sich als vielfältige, multiple Präsenz verstanden werden. (Trinh, 2010: 163)

¹⁶ Beim Thema „hyphenated identities“ und Zwischenraum folgt Trinh in weiten Teilen der Diskussion Homi Bhabhas (vgl. Babka, 2010: 16f.).

Die Identität von Subjekten ist demnach nicht nur in Abgrenzung zu anderen Identitäten zu betrachten; vielmehr ist Identität auch in sich eine unabgeschlossene, vielfältige und mehrschichtige Komponente. Aus diesen Überlegungen ergibt sich für Trinh eine Teilung des Ich in drei unterschiedliche Subjektentwürfe: das ICH, als allwissendes Subjekt, das ICH/*ich*, welches das nicht-einheitliche Subjekt darstellt sowie das *ich*, das sich auf das ethnisch und geschlechtsspezifische Subjekt bezieht (vgl. Trinh, 2010: 38).

Dies entspricht einem Gegenentwurf zum dualistischen Denksystem des Westens, welches das Ich als etwas Ursprüngliches und Abgeschlossenes betrachtet. Auch in Bezug auf die binäre Ordnung der Geschlechter repräsentiert das Subjekt, welches laut Trinh unterschiedliche Positionierungen einnehmen kann, eine konträres Modell (vgl. Trinh, 2010: 163f.). Hierin sehe ich einen engen Bezug zu Butlers Idee einer performativen Geschlechteridentität, die sich im ständigen Handeln ergibt und somit nicht als eine begrenzte Entität betrachtet werden kann (vgl. Kapitel 4). Beide Theorien betonen die Veränderbarkeit der Konstruktionen, die Identität produzieren und als ‚natürlich‘ erscheinen lassen.

Das „Ich“ ist also kein einheitliches Subjekt, keine starre Identität oder solide Masse, die mit Schichten von Oberflächlichkeiten bedeckt wäre, die man nach und nach abschälen muss, damit ihr wahres Gesicht zum Vorschein kommt. „Ich“ ist in sich selbst *unendliche Schichten*. (Trinh, 2010: 163f.)

Mit dem Terminus „Schichten“ bezieht sich Trinh auf identitätsstiftende Elemente wie Ethnizität, Herkunft, Geschlecht, Religionszugehörigkeit usw. Das bedeutet, bei der Konstruktion von Identität kommen viele Aspekte zum Tragen, die sich in das Subjekt einschreiben und dadurch im Handeln beeinflussen. Wie auch Babka festhält, kann das Ich nur durch die Analyse verschiedener Diskurse in seiner Komplexität erfasst werden, denn „das Ich befindet sich an der Schnittstelle mehrerer Achsen der Identität. Es ist ein dynamischer Kreuzungspunkt sexueller, geschlechtlicher, ‚rassischer‘, klassenabhängiger, ethnischer Identifikationen.“ (Babka, 2010: 16)

Welche Konsequenzen impliziert eine derartige Subjektkonzeption für das sprechende „ich“? Diese Frage beantwortet Trinh, indem sie sich von einem konstanten „ich“ distanziert und dies auch formal zum Ausdruck bringt: „Eine kritische Differenz zu mir selbst heißt: ICH [großgeschrieben] bin nicht *ich* [kleingeschrieben], bin im *ich* eingeschlossen und außen vor. ICH/*ich* kann ICH oder *ich* sein; dies bezieht dich und mich selbst beide mit ein.“ (Trinh, 2010: 163). Die unzähligen Ebenen, die Identität konstituieren, werden nicht nur angedacht, sondern in weiterer Folge auch durch formale Veränderungen der Schrift dargestellt.

Im Zuge der einleitenden Überlegungen zu den Inhalten der Postcolonial Studies, wurde bereits die Relevanz von Differenz/en thematisiert. Auch Trinh nimmt diesbezüglich Stellung, wählt aber eine andere Perspektive. Sie übt Kritik am Begriff „Differenzen“ innerhalb der hegemonialen Diskursbildung, der häufig als Basis für Ausgrenzung und Abwertung des/ der ‚Anderen‘ dient. Wie sie ausführt, „[meint] Differenz [...] für einige Ohren nicht Differenz sondern Unbeholfenheit oder Unvollständigkeit. Aphasie.“ (Trinh, 2010: 146)

Daher muss es Ziel einer gendersensiblen Lektüre postkolonialer Literatur sein, verschiedene diskursive Aussagen und Strukturen offenzulegen, die Identität und Differenzen mitkonstituieren. In Anlehnung an Trinh kann dies nur durch das Miteinbeziehen zahlreicher Faktoren, Erlebnisse, Situationen und Räume geschehen, um einen möglichst exakten Einblick in Identitätsfigurationen zu erhalten.

5.2 *History versus story telling*

Ein weiterer Aspekt, den ich mit Hilfe der Reflexionen von Trinh thematisieren möchte, ist der Gegenstand Wissen und Macht. Dieser Themenkomplex nimmt einen wichtigen Stellenwert in *Woman. Native. Other* ein und wird anhand der Tradition der mündlichen Überlieferungen dargelegt. Trinh geht der Frage nach, wie sich der Westen das Monopol über Geschichtsschreibung und Wissenskonstruktion aneignen konnte, wobei gleichzeitig eine Abwertung der oralen Traditionen sowie damit verknüpfter Wissensbestände vonstattenging (vgl. Trinh, Kapitel 1, 1989; vgl. Nowotny, 2011).

Eingangs scheint es mir sinnvoll, eine Unterüberschrift des Aufsatzes „Die Geschichte(n) der Großmütter“ zu zitieren, da sie grundlegende Aussagen beinhaltet: „Wahrheit und Fakten: Erzählte Geschichten und die Geschichte“. Auf prägnante Weise thematisiert diese Überschrift die konstruierte Diskrepanz zwischen Wahrheitsanspruch sowie Historie einerseits und mündlichen Erzählungen andererseits.

Das Weitererzählen von Geschichten wird als ‚weibliche‘ Strategie der Wissensvermittlung und Wissenskonstruktion dargestellt. „Die frühesten Archive und Bibliotheken der Welt waren die Gedächtnisse der Frauen. [...] Jede Frau hat an der Kette von Bewahrung und Vermittlung teil.“ (Trinh, 2010: 207) Im Gegensatz dazu stehen die schriftlichen Zeugnisse, anhand derer der Westen die Historie der Menschen konstruiert und den Anspruch auf Wahrheit erhebt. Das *story telling* wird als fiktional definiert und ist im Vergleich zur faktischen Geschichte für den wissenschaftlichen Diskurs wertlos.

Sie nennen die erzählten Geschichten das Werkzeug der Primitiven, das simpelste Werkzeug der Wahrheit. Und von diesen Erzählungen setzte sich die Geschichte,

die Historie, in dem Moment ab, als sie sich der Anhäufung von Fakten hingab.
(Trinh, 2010: 204)

Über die Kultur und Geschichte der kolonisierten Menschen wird folglich aus der Perspektive des gebildeten Westens berichtet. Da keine schriftlichen Aufzeichnungen existieren, die dem Wahrheitsanspruch des wissenschaftlichen Diskurses entsprechen, wird den in der Oralität verhaftenden Gesellschaften die Historie und somit eine Kultur abgesprochen (vgl. Nowotny, 2011) Diese Wissensdiskurse fungieren wiederum als Legitimation des Westens, Macht auszuüben und auf dem Wahrheitsanspruch zu beharren¹⁷. Darin besteht einer der Hauptkritikpunkte Trinh's Werk: die Wissenschaft, im Besonderen der anthropologische Diskurs, die durch die Benennung und Besprechung den ‚Anderen‘ erst konstruiert (vgl. Babka, 2010: 22).

Diese Ansätze erachte ich aus literaturanalytischer Perspektive als relevant. Einerseits kann das mögliche Fehlen einer puerto-ricanischen Tradition und Kultur in den Romanen betrachtet werden, um Aussagen über die Bewertung der autochthonen Gesellschaft zu machen. Andererseits ist es interessant zu erarbeiten, welcher Stimme, welcher Perspektive, welchen Aussagen Glauben geschenkt wird. Dadurch werden die WissensvermittlerInnen und in weiterer Folge die Machtpositionen in der intertextuellen Welt sichtbar.

5.3 Erzählform und Inhalt

Die Relevanz von (Identitäts-)Zwischenräumen und Wissensformationen in Trinh's Publikationen wurde bereits dargelegt. An dieser Stelle soll eine Zusammenführung dieser beiden Themen erfolgen.

Trinh reflektiert die wechselseitige Beeinflussung des Schreibaktes und der Konstruktion von Wissensinhalten kontinuierlich (vgl. Pritsch, 2008: 384). Dabei erörtert sie die Beziehung zwischen Form und Inhalt, sprich die Art und Weise der Informationspräsentation und den verfolgten Absichten. Die Darstellungsform des Gesagten ist für Trinh in ihren Werken eine relevante Größe: „Form and content are inseparable in my work, for they are both equally historical and plastic.“ (Trinh, 2001: 7).

Die Umsetzung dieser Prämisse erfolgt in *Woman. Native. Other* durch das Schaffen von Lücken und Spalten, die aus der Aneinanderreihung unterschiedlicher Texttraditionen

¹⁷ Die Geschichtsschreibung wird durch die Postcolonial Studies zunehmend kritisch gewertet und deren Gültigkeit infrage gestellt. Dies erörtert beispielsweise Edlmair (1999): „The history thus produced is therefore just one of many possible versions of history and does not hold any claim to being a ‚value-free‘ universal History. This notion of history as interpretation has inspired a host of initiatives by marginalized groups to show the complicity between historical discourse and colonialist or male strategies of cultural domination and self-legitimization.“ (Edlmair, 1999: 7)

resultieren. Indem Zitate verschiedener AutorInnen aus unterschiedlichen Wissenskontexten in einem Werk nebeneinander gestellt werden, ergeben sich Brüche im Text. Diese Brüche erfordern Denkarbeit und Reflexion seitens des/der Rezipienten/Rezipientin, um sie mit Sinn zu füllen. In diesem Vorgang sieht auch Pritsch einen konstruktiven Ort: „[...], Zwischenräume, in denen Differenzen lesbar werden.“ (Pritsch, 2008: 384)

Eine weitere Vorgehensweise, die auf eine Bedeutungsverschiebung abzielt, ist die „Entnennung“. Hierbei verweigert Trinh die explizite Benennung von vermeintlichen Autoritäten in ihrer Publikation; sie greift auf Umschreibungen sowie Metaphern zurück, um Personennamen und damit einhergehende Assoziationen auszulassen. So erwähnt sie Roland Barthes als einen „kluge[n] weiße[n] Mann“ (Trinh, 2010: 99), Claude Lévi-Strauss als einen „wohlbekannte[n] moderne[n] Anthropologen“ (Trinh, 2010: 114) und als „de[n] Großen Meister“ (Trinh, 2010: 122). Ausschließlich in der Fußnote werden die Namen der Zitierten angeführt. Dennoch untergräbt und hinterfragt diese Umbenennung die autoritäre Position westlicher Wissenschaftler und Gelehrter auf eindrucksvolle Weise (vgl. Pritsch, 2008: 384). Analog zum wissenschaftlichen Werk von Trinh T. Minh-ha, können Romane hinsichtlich ihrer Erzählweise untersucht werden. Hierbei sollen die Effekte von bestimmten Textsorten, unterschiedlichen Erzählperspektiven, Wissensräumen sowie Bedeutungsverschiebungen eruiert werden. Wie etwa Ann Scarboro in ihrer Analyse von Maryse Condés Werk *Une saison à Rihata* aufzeigt, liefert die Analyse von Form und Inhalt eines fiktionalen Plots interessante Aufschlüsse: „[...], I will examine the nexus between form and content [...], arguing that textual strategies play a vital role in creating a certain effect on the reader, [...].“ (Scarboro, 1996: 293) Insbesondere die fragmentierte, multiperspektivische Erzählweise repräsentiert für viele postkoloniale Autorinnen ein geeignetes Verfahren, auf die Thematik der Differenzen und vielschichtigen Identitätspositionen zu reagieren¹⁸.

Coming from very different cultural contexts themselves, writers emphasize the need for a lively heterogeneity of styles and speaking positions in their work. [...] Story-telling can often be self-consciously many-voiced, or interrupted and digressive in the manner of an oral tale. (Boehmer, 1995: 227)

Elleke Boehmer verweist hier nochmals auf die Bedeutung von mündlichen Geschichten im Zusammenhang mit postkolonialen Literaturen. Daher sollen auch in Anlehnung an Trinh's Ausführungen die Erzählmodi in den literarischen Texten betrachtet werden, wobei etwaige Brüche in der Erzählung aufscheinen können. Diese Bruchstellen fungieren wiederum als

¹⁸ Zu den Charakteristika der Erzählweise der *Generación del 70* in Puerto Rico siehe Kapitel 8.3

Zwischenräume. Ob solche Brüche von den Autorinnen geschafft werden und welchen Zweck diese gegebenenfalls erfüllen, soll in den Kapiteln 9 und 10 erarbeitet werden.

6 Politische Geschichte Puerto Ricos

Dieses Kapitel dient der Aufarbeitung der Geschichte Puerto Ricos – sowohl in politischer, wirtschaftlicher als auch gesellschaftlicher Hinsicht. In einem ersten Schritt werde ich den historischen Verlauf der Eroberung der Karibik durch die spanische Krone sowie die darauffolgenden politischen Umbrüche nachzeichnen. Dabei sollen auch sozio-kulturelle Aspekte der Kolonisierung diskutiert werden; insbesondere die Zusammensetzung und Entwicklung der puerto-ricanischen Bevölkerung ist im Zuge einer postkolonialen Lektüre von großer Relevanz. Da ich mich um eine gendertheoretische Perspektive bemühe, werde ich wichtige Informationen zur Geschlechtergeschichte inkludieren.

6.1 Puerto Rico als Teil der Karibik

Puerto Rico wird geographisch zur Karibik gerechnet; hierbei handelt es sich um eine Region, die das Karibische Meer umschließt und zahlreiche Inseln sowie das Festland des nördlichen Südamerikas umfasst. Zum Inselarchipel zählen die Bahamas, die Großen Antillen, die sich wiederum in Kuba, Hispaniola und Puerto Rico aufgliedern, sowie die Kleinen Antillen, bei denen zwischen den Inseln über dem Winde und den Inseln unter dem Winde unterschieden wird (vgl. Böttcher, 2012: 488). Hausberger weist aber auf die Uneinigkeiten und Ungenauigkeit bei der Definition der Karibik hin:

Wie wenige andere Regionen der Welt beschreibt sich die Karibik [...] aus ihrer inneren Heterogenität, aus der karibischen Vielfalt, und nicht über ihre Gemeinsamkeiten. Dementsprechend herrscht kein Einvernehmen darüber [...], welche Gebiete der Karibik überhaupt zugeordnet werden sollen. Aus geographischer Perspektive ist die Karibik die Inselwelt zwischen Nord- und Südamerika. (Hausberger/ Pfeisinger, 2005: 11)

Eine geographische Festlegung der Karibik ist laut Edlmair aber nicht sinnvoll; sie plädiert für eine sozio-kulturelle Beschreibung, die auf überschneidenden Charakteristika basiert. Eine häufig genannte Gemeinsamkeit ist die Plantagenwirtschaft, die jedoch auch in anderen Gebieten, wie etwa in Brasilien, gegeben ist (vgl. Barradas, 1998: 3f.). Auch Gert Oostindie bezeichnet „das gemeinsame Erbe von Plantagenwirtschaft und Zwangsarbeit“ als gemeinsames Merkmal und Kennzeichen der karibischen Region, weist aber auf die

differierenden Entwicklungen hin, wobei er besonders bei den spanischsprachigen Inseln eine „abweichende Position“ feststellt (Oostindie, 1992: 358).

Aufgrund der Heterogenität des karibischen Raumes werde ich mich im Folgenden ausschließlich mit der Geschichte der hispanischen Inseln, die zur Karibik gezählt werden, beschäftigen und gegebenenfalls auf gewichtige Entwicklungen in anderen Regionen aufmerksam machen.

6.2 Beginn der spanischen Herrschaft: 16. und 17. Jahrhundert

Wie anhand der folgenden Informationen deutlich wird, ist die Geschichte Puerto Ricos seit der Eroberung im Auftrag der spanischen Krone durch ständige politische Bevormundung gekennzeichnet, die auch hinsichtlich sozio-kultureller Entwicklungen sowie Identitätskonstruktionen von Relevanz ist.

1492 legten die *Reyes Católicos*, Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien, mit den *Capitulaciones von Santa Fe* den Grundstein für die spanischen Einnahmen in der Übersee. Mit diesem Vertrag erteilten sie Christoph Kolumbus den Auftrag, den Seeweg nach Asien zu ermitteln und die jeweiligen Gebiete für die spanische Krone zu erobern. Anstelle der ostasiatischen Küste traf Kolumbus am 12. Oktober desselben Jahres auf die heutige Bahama-Insel, die er San Salvador nannte, sowie in weiterer Folge auf Haiti (vgl. Potthast/ Becker, 1989: 40).

Da andere europäische Nationen ebenfalls großes Interesse an den karibischen Inseln und deren Besitz zeigten, sicherte sich Spanien die Voranstellung auf seinen eroberten Gebieten durch den Vertrag von Tordesillas (1494), der allen Ländern – ausgenommen Portugal – Zugriffe und Rechte entsagte. Folglich konnte die spanische Krone die Ausbeutung der Karibik und den Überseehandel als Staatsunternehmen organisieren (vgl. Böttcher, 2012: 488).

Im Jahre 1493 nahm Kolumbus das heutige Puerto Rico für Spanien ein und gab ihm den Namen Juan Bautista, es dauerte schließlich fünfzehn weitere Jahre bis die tatsächliche Kolonisierung der Insel einsetzte. Verantwortlich hierfür war Juan Ponce de León, der ab 1509 die Funktion des Gouverneurs innehatte und die ersten Goldminen sowie die erste Siedlung errichtete. Die karibischen Inseln, die von den Spaniern eingenommen wurden, waren insgesamt mit etwa einer Million Taínos besiedelt, die der ethnischen Gruppe der Aruaks oder Arawaks zuzuordnen sind (vgl. Thiem, 2010: 152f.; vgl. Gewecke, 1998b: 13). Wie auch auf den anderen von Spanien eroberten Inseln wurde die autochthone Bevölkerung in Puerto Rico in den darauffolgenden Jahrhunderten kontinuierlich dezimiert. Während im

Jahre 1493 circa 30.000 bis 50.000 Indigene auf der Insel lebten, waren es im Jahre 1787 noch 2302, die sich vorwiegend in den Gebirgen im Inneren niedergelassen hatten (vgl. Gewecke, 2007: 13; vgl. Gewecke, 1998b: 13). Der drastische Rückgang der autochthonen Bevölkerung auf Kuba, Hispaniola und Puerto Rico resultierte aus eingeschleppten Krankheiten, der Niederschlagung von Aufständen und vor allem aus der Zwangsarbeit. Diese wurde ab 1503 durch das System der *Encomienda* oder auch *Repartimientos* legitimiert, das den spanischen Kolonisierenden indigene Arbeitskräfte zusprach, die sie im Gegenzug schützen und missionieren sollten. Diese Pflichten wurden von den Kolonialherren aber nicht wahrgenommen (vgl. Gewecke, 2007: 13; vgl. Potthast/ Becker, 1989: 45).

Die karibischen Inseln, allen voran Hispaniola, waren in der ersten Phase der Eroberung Amerikas von großer strategischer Bedeutung und warfen auch wirtschaftliche Gewinne ab. Aber Puerto Ricos Goldschätze waren beispielsweise bereits im Jahre 1570 komplett aufgebraucht (Vgl Böttcher, 2012: 488; vgl. Thiem, 2010: 153). Nachdem schließlich bekannt wurde, welche Reichtümer und Möglichkeiten auf dem amerikanischen Festland gegeben waren, zog es viele spanische SiedlerInnen zu Beginn des 16. Jahrhunderts von den Inseln nach Neuspanien (vgl. Böttcher, 2012: 488). Zudem mangelte es in Puerto Rico bereits an Arbeitskräften, da die Zahl der Taínos aufgrund der Arbeitskonditionen drastisch minimiert worden war. Durch die Abwanderung der SiedlerInnen nahm die Karibik zunehmend eine periphere Position ein und diente als Zwischenstation sowie strategischer Stützpunkt für den Handel (vgl. Böttcher, 2012: 488). Dies spiegelt sich auch in den Bevölkerungszahlen der karibischen Inseln von 1570 wieder: 22 000 Indigenen standen 7500 SpanierInnen gegenüber (vgl. Gewecke, 2007: 14). Noch eindrucksvoller kann dies anhand der puerto-ricanischen Situation dargestellt werden; hier lebten zu diesem Zeitpunkt nur 327 europäische SiedlerInnen bei einer Gesamtbevölkerung von 3600 Menschen (vgl. Gewecke, 1998b: 14).

6.3 Beginn der Ausbeutungsherrschaft: 18. und 19. Jahrhundert

Bis ins 18. Jahrhundert war Puerto Rico ausschließlich aufgrund seiner Hafenstadt San Juan für das spanische Mutterland bedeutend, indessen bestand keinerlei Interesse an der wirtschaftlichen Förderung der restlichen Insel. Das Leben der EinwohnerInnen gestaltete sich schwierig – nach der anfänglichen Ausbeutung durch die Kolonisierenden sicherten sie ihre Existenz durch die Landwirtschaft und durch den Schmuggel von Waren, die durch die Nichtbeachtung des spanischen Handelsimperiums an AusländerInnen und Piraten verkauft wurden (vgl. Gewecke, 1998b: 14). Als Reaktion auf den Schmuggel und die Bedingungen auf der Insel wurde die spanische Krone schließlich aktiv; sie lockerte die

Handelsbedingungen und die Immigrationsbestimmungen für Nicht-SpanierInnen mit dem Ziel, Puerto Rico für ihre Belange nutzbar zu machen. Ein wichtiger Schritt war die Intensivierung der Agrarproduktion – insbesondere der Anbau von Tabak, Kaffee sowie Zucker wurde stark gefördert. Zudem sollte die Insel durch die Gewinne aus der Agrarwirtschaft endlich finanziell unabhängig werden und folglich keinerlei weitere Kosten für das Mutterland aufwerfen. Um die Attraktivität einer Einwanderung nach Puerto Rico zu steigern, wurde im Jahr 1815 die *Cédula de Gracias* ins Leben gerufen. Diese besagte beispielsweise, dass EinwanderInnen (Anbau)Land von Spanien zur Verfügung gestellt bekommen und Steuervorteile genießen (vgl. Gewecke, 1998b: 15).

Diese Maßnahmen hatten eine Immigrationswelle aus Europa zufolge und führten zu signifikanten Veränderungen auf Puerto Rico (und auch auf Kuba sowie Hispaniola). Gewecke bezeichnet diese Phase als „Übergang von der Siedlungskolonie zur Herrschafts- und Ausbeutungskolonie“ (Gewecke, 2007: 16). Auch Böttcher betont die signifikanten Veränderungen im 18. Jahrhundert und bewertet den Siebenjährigen Krieg (1756-1763) als entscheidendes Moment für den Beginn der Plantagenwirtschaft auf den spanischsprachigen Karibikinseln, eine Ausbeutungsform die sich in der restlichen Karibik bereits im 17. Jahrhundert durchzusetzen begonnen hatte (vgl. Böttcher, 2012: 488). Die zeitlich später erfolgte Ausrichtung auf die Plantagenwirtschaft und der damit verbundene Sklavenhandel erklären die Differenzen in sozio-kulturellen Aspekten, die die hispanischen Besitzungen im Gegensatz zum restlichen karibischen Raum aufweisen (vgl. Oostindie, 1992: 360).

Für Puerto Rico bedeuteten die Maßnahmen der spanischen Krone im 19. Jahrhundert ein immenses Bevölkerungswachstum und eine Fokussierung der neuen SiedlerInnen auf die Zuckerproduktion zur persönlichen Bereicherung. Dadurch wurde stetig mehr Anbaufläche benötigt, aber auch die Nachfrage an Arbeitskräften erreichte einen neuen Höhepunkt. Um diesem Bedarf gerecht werden zu können, wurden afrikanische SklavInnen auf die Insel gebracht.¹⁹ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Arbeit dann meist von sogenannten *jornaleros* (Tagelöhnern) verrichtete, die nur zur Erntezeit angestellt wurden und somit weniger finanziellen Aufwand für die Plantagenbesitzer bedeuteten (vgl. Gewecke, 1998b: 16f.). Die Zuckerrohrproduktion war hauptsächlich in Küstennähe angesiedelt, während im Inneren der Insel Kaffee angebaut wurde. Dies geschah durch Hacienda-Besitzer, die wiederum Land weiter verpachteten, im Gegenzug jedoch Arbeitsleistungen einforderten.

¹⁹ Dennoch gilt es zu sagen, dass in Puerto Rico im Vergleich zu Kuba und Hispaniola verhältnismäßig wenige Menschen aus Afrika lebten (zu Höchstzeiten – um 1840 – machten sie etwa 12% der Gesamtbevölkerung aus). Die von Großbritannien ausgehende Abolition im Jahr 1820 wurde von der spanischen Krone ignoriert; die Zahl der SklavInnen reduzierte sich dennoch, so dass 1873 etwa 5% der puertoricanischen Bevölkerung Zwangsarbeit verrichten mussten. (vgl. Oostindie, 1992: 756f.; vgl. Gewecke, 1998b: 17)

Die Lebensweise der Kleinbauern – der *jíbaros* –, die Parzellen im gebirgigen Inneren für die Selbstversorgung bewirtschafteten, fungierte zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Verkörperung der *puertorriqueñidad* (vgl. Gewecke, 1998b: 119f.).

Die massive Einwanderung, die sich ab dem 19. Jahrhundert vollzog, hatte großen Einfluss auf die Entwicklung eines Nationalgefühls der BewohnerInnen Puerto Ricos. Aufgrund der heterogenen Zusammensetzung der Gesellschaft gab es kein dominantes Zusammengehörigkeitsgefühl, wodurch Unabhängigkeitsbestrebungen länger als in anderen Kolonien zurückgehalten wurden.

Das vorrangige Interesse an wirtschaftlichen Aufschwung und Erhalt der eigenen kulturellen Werte und Traditionen bei den Immigranten verhinderte die Herausbildung eines Nationalgedankens, der letztlich persönliches Engagement für politische Ideale eines vielfach noch nicht als Heimat betrachteten Landes bedeutet hätte. (Thiem, 2010: 156)

Im Verlauf des 19. Jahrhundert gewannen die Großgrundbesitzer der Insel, die als Gegenposition zu den spanischen Kolonialherren fungierten, an sozialer Bedeutung. Sie waren jedoch in ihren wirtschaftlichen Geschäften eingeschränkt, da die Kontrolle des Handels und der Kredite in den Händen der SpanierInnen lag (die in Puerto Rico als *peninsulares* bezeichnet wurden). Diese wiederum instrumentalisierten ihre Befugnisse, um die Großgrundbesitzer sowie die Bauern zu kontrollieren. Aufgrund dieser Machtkonstellation ergaben sich ständige Interessenskonflikte zwischen den zwei dominanten Lagern: auf der einen Seite die *peninsulares*, auf der anderen Seite die *criollos*, die auf der Insel geboren waren und sich mit der Insel als Heimat identifizierten. In dieser sozialen Verteilung begründet sich auch die unterschiedliche Entwicklung der Gesellschaft im Vergleich zu Kuba; dort konnte sich eine finanzstarke, kreolische Schicht entwickeln (vgl. Gewecke, 1998b: 119f.; vgl. Thiem, 2010: 156).

Die Spaltung in zwei Fraktionen übertrug sich auch auf die puerto-ricanische Politik und spiegelt die langsam erwachende „*conciencia nacional*“ wieder (Thiem, 2010: 156). Dies führte auch zur Gründung von zwei Parteien; die Konservativen, sprich die Kolonialherren, Angehörige des Militärs und der Kirche, riefen die *Partido Liberal Conservador* (1871) ins Leben. Die Liberalen hingegen setzten sich größtenteils aus der Gruppe der Kaufleute, Anwälte, Ärzte, Journalisten, u.a. zusammen und nannten ihre Partei im Jahr 1870 *Partido Liberal Reformista*; im Sinne ihrer zunehmend gewünschten Autonomie vom Mutterland wurde sie 1887 zur *Partido Autonomista Puertorriqueño* (vgl. Gewecke, 1998b: 19ff.). Die Liberalen verfolgten aber keinen bestimmten Kurs und konnten sich hinsichtlich ihrer

expliziten Forderungen nicht festlegen, wodurch sich eine interne Teilung ergab. Daher standen sich im weiteren Verlauf drei politische Gruppierungen gegenüber: die *conservadores* (auch *incondicionales* genannt), die die Kolonialpolitik Spaniens befürworteten, die *reformistas* (oder *autonomistas*) mit dem Wunsch nach Reformen ohne Veränderung des politischen Status der Insel sowie die *revolucionarios* (*independistas*), die sich für die Unabhängigkeit Puerto Ricos einsetzten (vgl. Thiem, 2010: 156).

Das erwachende politische Bewusstsein resultierte 1868 in einem Aufstand – dem *Grito de Lares*. Organisiert von den *hacendados* und Intellektuellen, die im Exil lebten, zeigte dieser Aufruhr die Unzufriedenheit der verschiedenen sozialen Gruppen sowie ihre jeweiligen Forderungen auf.

Aunque dirigido por hacendados extranjeros en dificultades económicas, el Grito de Lares representó los intereses de la mayor parte de los sectores de la población. Para los esclavos, era la abolición; para los jornaleros, el fin de las libretas; para los agricultores, el cese de la expoliación por parte de los comerciantes peninsulares; para los profesionales y rentista, la oportunidad de jugar un papel en la dirección y en la administración de los asuntos del país. (Picó, 2006: 194).

Aufgrund schlechter Organisation und unglücklicher Zufälle wurde der Aufstand rasch von der Obrigkeit niedergeschlagen (vgl. Picó, 2006: 194). Somit konnte die zentrale Forderung nach politischer Autonomie nicht umgesetzt werden. In weitere Folge verloren die *revolucionarios*, die maßgeblich am *Grito de Lares* beteiligt waren, an politischem Gewicht bis es zur Auflösung der Partei kam (vgl. Thiem, 2010: 156).

Nach Jahren der politischen Streitigkeiten zwischen den politischen Lagern, gewannen die *reformistas* durch den zunehmenden Wohlstand der Kreolen und die politische Lage im Mutterland²⁰ an Macht. Luis Muñoz Rivera spielte eine bedeutende Rolle im Kampf um mehr Selbstbestimmung für die Insel. Er erreichte gemeinsam mit dem Politiker Práxedes Mateo Sagasta, 1897 eine Autonomie-Erklärung für Puerto Rico. Dieses Zugeständnis seitens des Mutterlandes sollte das Eingreifen der Vereinigten Staaten verhindern, die die gespannte Lage im Unabhängigkeitskrieg in Kuba, aber auch in Puerto Rico für ihre Gunsten nützen wollten (vgl. Gewecke, 1998b: 22). “Amenazados de una parte por la Revolución cubana y de otra por Estados Unidos, los españoles se ven obligados a conceder, cuando ya es demasiado tarde, lo que no habían dispuesto a conceder en casi un siglo de luchas.” (Maldonado-Denis, 1988: 47) Schließlich kam es am 25. November 1897 zur Ausstellung der sogenannten *Carta Autonómica* durch die Königin María Cristina, wodurch Puerto Rico das Recht auf ein

²⁰ In Spanien tobte im 19. Jahrhundert ein ständiger Streit zwischen den Konservativen und den Liberalen (diese beiden Lager werden als *Las dos Españas* bezeichnet), vgl. Bernecker, 2000: 217f.

eigenes Zweikammern-Parlament zugesprochen wurde. Bezüglich des politischen Status wurde die Insel mit den übrigen spanischen Provinzen gleichgestellt (vgl. Gewecke, 1998b: 22). Monge bewertet die Carta als sehr fortschrittlich und liberal: “Era el documento más avanzado de cualquier colonia caribeña hasta después de la segunda guerra mundial.” (Monge, 1999: 12) Eine weitere Maßnahme, die in der *Carta* festgehalten wurde, war die Einführung des allgemeinen Wahlrechts (welches für die Frauen keine Gültigkeit hatte). Im März des darauffolgenden Jahres fanden die ersten Wahlen statt, die Muñoz Rivera in seinem Kurs bestätigten und ihn zum deutlichen Wahlsieger machten. Eine Woche nach der ersten Parlamentssitzung im Juli 1898 fanden die von den *criollos* erkämpften Freiheiten Puerto Ricos ein Ende: die Invasion der USA nahm seinen Anfang und das Parlament wurde aufgelöst (vgl. Gewecke, 1998b: 22).

6.4 Die Annektierung durch die USA: Der Übergang ins 20. Jahrhundert

1898 musste Spanien seine letzten Kolonien infolge der Niederlage im Krieg gegen die USA abtreten; auch Puerto Rico fiel somit unter US-amerikanische Herrschaft. Zunächst war die Haltung der Puerto-RicanerInnen gegenüber den USA durchwegs positiv, wie auch in anderen lateinamerikanischen Ländern galten sie als der „Inbegriff politischer Freiheit und wirtschaftlichen Fortschritts, als Garant für eine demokratische und zum Wohle aller funktionierenden Gesellschaftsordnung.“ (Gewecke, 1998b: 27) Daher wurde die Aussicht, als *incorporated territory* und anschließend als offizieller Bundesstaat in die USA eingegliedert zu werden, begrüßt. Im ersten offiziellen Schreiben seitens der US-Regierung an die BewohnerInnen Puerto Ricos scheinen die Interessen der eingerichteten Militärregierung mit denen der Bevölkerung kongruent zu sein.

No hemos venido a hacer la guerra contra el pueblo de un país que ha estado durante algunos siglos oprimido, sino, por el contrario, a traeros protección, no solamente a vosotros, sino también a vuestras propiedades, promoviendo vuestra propiedad y derramando sobre vosotros las garantías y bendiciones de las instituciones liberales de nuestro Gobierno. No tenemos el propósito de intervenir en las leyes y costumbres existentes que fueran sanas y beneficiosas para vuestro pueblo, siempre que se ajusten a los principios de la administración militar, del orden y de la justicia. (zitiert in Negrón de Montilla, 1990: 18)

Die Hoffnungen der Puerto-RicanerInnen auf die Anerkennung als *incorporated territory* sollten sich jedoch nicht erfüllen. Die USA bewerteten die Bevölkerung des eroberten Territoriums als nicht gebildet und qualifiziert genug, um den politischen Herausforderungen zu begegnen, die ein solcher Status inkludierte. Außerdem wurden die kulturellen sowie

sprachlichen Gegebenheiten Puerto Ricos als Risikofaktor eingeschätzt. Als weiteres Argument gegen die Ernennung der Insel zu einem US-amerikanischen Bundesstaat wurde die Unzulänglichkeit der puerto-ricanischen Bevölkerung angeführt; diese wurde wie auch die philippinische als „barbarisch“ eingestuft (Gewecke, 1998b: 33).

Die ersten zwei Jahre nach der Invasion wurde eine Militärregierung eingesetzt, 1900 das *Ley Foraker* (*Foraker Act*) unterzeichnet, wodurch Puerto Rico in der Praxis erneut zur Kolonie degradiert wurde (offiziell fortan jedoch als *unincorporated territory* geführt wurde). Denn der Gesetzesbeschluss sah zwar die Einrichtung einer Zweikammern-Regierung in Puerto Rico vor, die Mehrzahl der Abgeordneten wurde aber von den USA bestimmt. Außerdem wählte der Präsident der USA den Gouverneur, der als Vorsitzender der Exekutive fungierte. Dieser konnte gegebenenfalls auch die Entscheidungen des *Consejo Ejecutivo* umgehen und aufheben. Auch in Bezug auf wirtschaftliche Vorteile für die *soberanía* hielt das *Ley Foraker* explizite Richtlinien fest: zukünftig durfte jeder Bewohner/ jede Bewohnerin der Insel nur eine bestimmte Anbaufläche für die Zuckergewinnung bewirtschaften. Zusätzlich installierten die USA ein freies Handelsabkommen (vgl. Picó, 2006: 249ff.). Ein großes Problem des *Ley Foraker*, welches sich in den nächsten Jahren abzeichnen sollte, war die Frage nach der Staatsbürgerschaft. Bis 1910 waren die Puerto-RicanerInnen weiterhin Bürger und Bürgerinnen Puerto Ricos; dieser Status bedeutete aber keinerlei juristische Möglichkeiten, weshalb sie über keinen Pass verfügten und somit nicht legal ausreisen konnten (vgl. Gewecke 1998b: 35f.).

Die soziokulturellen und wirtschaftlichen Konsequenzen des *Ley Foraker* waren für Puerto Rico gravierend. Die neue Verwaltung forcierte von Beginn an die Amerikanisierung der Insel, die alle Lebensbereiche umfassen sollte. Hierfür war es notwendig, das öffentliche Schulwesen zu instrumentalisieren und zu reformieren, so dass bereits die Kinder im Sinne der amerikanischen Lebensweise erzogen werden konnten. Demnach veränderten sich die Lerninhalte der Bildungseinrichtungen grundlegend; anstatt der puerto-ricanischen Geschichte, Kultur und Sprache lehrten die PädagogInnen fortan die US-amerikanische Variante. Besonders die Einführung des Englischen als zweite offizielle Amtssprache neben dem Spanischen stellte für viele Puerto-RicanerInnen ein Problem dar. In den Schulen war ausschließlich das Englische als Unterrichtssprache erlaubt, wodurch insbesondere Kinder, die in ländlichen Gegenden aufwuchsen, in ihren Ausbildungsmöglichkeiten eingeschränkt wurden. Die Diskussion um das Bildungssystem, die Sprachpolitik sowie die Lehrinhalte beschäftigte die Öffentlichkeit in Puerto Rico jahrzehntelang. Dennoch vermochten sich die

Intellektuellen und PolitikerInnen der Insel im Konflikt mit der amerikanischen Administration nicht zu positionieren und konnten keine Veränderungen herbeiführen.

Nicht nur die sprach- und bildungspolitischen Strukturen wurden grundlegend modifiziert, auch der Wirtschaftssektor erfuhr tiefgreifende Veränderungen, die ausschließlich den USA zugute kamen. Bis zur US-amerikanischen Invasion war der Anbau und Export von Kaffee der bedeutendste Wirtschaftszweig in Puerto Rico, der – wie bereits angedeutet – auch zum gesellschaftlichen Vorankommen der *criollos* beigetragen hatte. Durch den Wegfall des spanischen und kubanischen Marktes wurde die Nachfrage jedoch geringer, da die US-amerikanische Bevölkerung kein Interesse am puerto-ricanischen Kaffee zeigte. Zusätzlich wurde ein Großteil der Kaffeepflanzen 1899 durch den Tropensturm San Ciriaco zerstört und vielen Kleinbauern sowie auch *hacendados* fehlten die finanziellen Mittel, um ihre Betriebe im selben Ausmaße wieder aufzubauen. Auch die Einführung von bestimmten Abgaben erschwerte die Situation der Kaffeepflanzenbetreiber, so dass schließlich der von den USA geförderte Sektor der Zuckerproduktion boomte. Die Kleinbauern und *hacendados*, die nicht über die notwendigen Ressourcen verfügten, verdienten sich ihren Lebensunterhalt als Arbeitskräfte auf den Zuckerplantagen – dies bedeutete jedoch einen schwerwiegenden gesellschaftlichen Abstieg (vgl. Gewecke, 1998b: 40ff.).

Wie dargelegt werden konnte, beeinflusste der Gesetzesbeschluss *Ley Foraker* das soziale, wirtschaftliche und politische Leben der Puerto-RicanerInnen nachhaltig. Bis 1917 blieb es in Kraft, die ungeklärte Staatsbürgerschaft der Bevölkerung und die anhaltenden Diskussionen um den Status der Insel führten schließlich zu einer Überarbeitung der Gesetzesinhalte. Im März 1917 erfolgte die Unterzeichnung des *Ley Jones*²¹, wodurch den Puerto-RicanerInnen die US-amerikanische Staatsbürgerschaft zugesprochen wurde, wenn diese nicht innerhalb einer bestimmten Frist Einspruch erhoben. Abgesehen von einigen wenigen Liberalisierungen²¹, die im *Ley Jones* festgehalten wurden, veränderte sich jedoch nicht viel – besonders in Bezug auf den Status Puerto Ricos implizierte es keinerlei Fortschritte (vgl. Picó, 2006: 262f.; vgl. Gewecke 1998b: 45f.).

6.5 Wirtschaftskrise als Geburtsstunde des Nationalismus

Ende der 1920er, Anfang der 1930er Jahre führten die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise sowie die Fokussierung auf die Monokultur des Zuckerrohrs zu einer prekären Lage in Puerto Rico. Zudem verschlimmerte sich die Situation durch den Hurrikan

²¹ So konnte das puerto-ricanische Volk zukünftig zwei Kammern wählen – das Repräsentantenhaus und den Senat. Die Exekutive sowie die Wahl des Gouverneurs unterstanden aber weiterhin der US-amerikanischen Regierung (vgl. Gewecke, 1998b: 46).

San Felipe, der einen Großteil des Ernteertrags zerstörte (vgl. Gewecke 1998b: 55). Als Reaktion auf die schlechten ökonomischen Strukturen sowie die daraus resultierende Armut der Bevölkerung wurden verschiedene Programme zur Revitalisierung der Wirtschaft durchgeführt. So stellte beispielsweise die US-amerikanische Regierung finanzielle Mittel zur Verfügung, mit denen ein Notfallplan – der *Puerto Rico Emergency Relief Act* – für Bedürftige organisiert wurde; ebenso entwickelten ExpertInnen den Plan Chardón, der Puerto Ricos Wirtschaft längerfristig aufbauen sollte²² (vgl. Picó, 2006: 272f.). Doch die einsetzenden Reformen und Programme, die auf eine kontinuierliche Verbesserung abzielten, kamen schlussendlich nur einer bestimmten sozialen Gruppe, der aufsteigenden Mittelschicht, zugute. Die sozial schwachen Bevölkerungsgruppen sahen sich zur Abwanderung in die Städte der Insel, aber auch in die USA gezwungen (vgl. Thiem, 2010: 159).

In dieser Epoche des Wirtschaftszusammenbruchs und der allgemeinen Unzufriedenheit entwickelte sich ein puerto-ricanischer Nationalismus, durch den die Frage nach einer eigenen, genuinen Identität aufgeworfen wurde. Das Thema der *puertorriqueñidad* fand auch Eingang in die politischen Diskussionen, wobei laut Thiem zwei grundlegende Ausrichtungen zu unterscheiden sind. Zum einen ist in diesem Kontext auf die *Partido Nacionalista* zu verweisen, die ab 1929 von Pedro Albizu Campos geleitet wurde und auch mit Gewaltakten für die Befreiung aus der US-amerikanischen Bevormundung eintrat. Der Tod von fünf jungen Menschen bei einer Konfrontation zwischen Demonstrierenden und der Polizei in Río Piedras sowie die darauffolgende Ermordung des Polizeipräsidenten spiegeln die militante Einstellung wieder. Die USA reagierte auf diese Vorfälle mit der Inhaftierung von Albizu, die wiederum einen Protestmarsch der *nacionalistas* zur Folge hatte, der für 21 von ihnen tödlich endete (vgl. Picó, 2006: 268ff.; vgl. Thiem, 2010: 159). Inhaltlich fokussierte die Partido Nacionalista die hispanische Vergangenheit und Traditionen:

[...] le dieron gran importancia a valores culturales que ellos consideraban inherentes a nuestra raíz hispánica. Entre esos valores se señalaban la fe católica, la concepción hispánica tradicional sobre la posición de la mujer en la sociedad y la dignidad de los pequeños agricultores y artesanos. (Picó, 2006: 270)

Die Idealisierung des puerto-ricanischen Lebens unter spanischer Herrschaft und damit verbundene Assoziationen wie die Sklaverei, die schwierigen Arbeitsbedingungen auf den

²² Der Plan Chardón basierte auf vier grundlegenden Maßnahmen, um die wirtschaftliche Situation der Bevölkerung zu verbessern. Erstens sollte jede/r Bewohner/in Puerto Ricos nur – wie im *Ley Foraker* festgehalten – eine bestimmte Fläche Land bewirtschaften dürfen; weiters sollte die Regierung das ungenützte Land erwerben und dieses anschließend unter der Landbevölkerung aufteilen. Als vierte Richtlinie sah der Plan Chardón den Anbau von tropischen Nutzpflanzen vor, die den puerto-ricanischen Handel voran treiben sollten (vgl. Picó, 2006: 273)

Haciendas, die Machtpositionen der *peninsulares* usf. trafen bei den wahlberechtigten Puerto-RicanerInnen aber auf wenig Zustimmung, weshalb die *Partido Nacionalista* politisch scheiterte (vgl. Picó, 2006: 270).

Die zweite politische Tendenz ist eng mit der Person Luis Muñoz Marín verbunden, der der *Partido Popular Democrático* vorstand und gewichtige Veränderungen für Puerto Rico erkämpfte. Sein erklärtes Ziel war die Industrialisierung des Landes und somit der wirtschaftliche Fortschritt Puerto Ricos; die politische Unabhängigkeit bewertete er als sekundär (vgl. Picó, 2006: 283). Seiner Ansicht nach repräsentierte die ökonomische Selbstständigkeit der Insel die Grundvoraussetzung für die politische Autonomie, weshalb er zu Beginn der 1940er erste Maßnahmen zur Industrialisierung setzte. Tiefgreifende Veränderungen vollzogen sich schließlich mit der Partizipation der US-amerikanischen Behörden – die zwei Programme *Operación Manos a la Obra* und *Operation Bootstrap* modifizierten die wirtschaftlichen Bedingungen und Arbeitsmöglichkeiten der Bevölkerung nachhaltig. Vordergründig zielten diese Pläne auf die Beschaffung US-amerikanischen Kapitals zur Errichtung von Fabriken und Produktionsstätten ab (vgl. Gewecke, 1998b: 70).

Auch auf politischer Ebene ergaben sich in den 1940er Jahren unter der Führung von Muñoz Marín gewichtige Veränderungen: als erster vom puerto-ricanischen Volk gewählter Gouverneur vollzog er einen wichtigen symbolischen Akt: er führte das Spanische wiederum als Schulsprache ein, während das Englische als 1. Fremdsprache gelehrt wurde. 1952 kam es zu einer Einigung bezüglich der Statusfrage Puerto Ricos, das als *Estado Libre Asociado* eine gewisse Autonomie zugesprochen bekam: „En la fórmula se ratificaban los conceptos de autogobierno y de unión permanente con los Estados Unidos.“ (Picó, 2006: 292). Tatsächlich implizierte die rechtliche Anerkennung als *Estado Libre Asociado* jedoch keineswegs nur Verbesserungen für die Bevölkerung. Sie nahmen vielmehr die Position von „US-Bürgern zweiter Klasse“ ein (Abel, 1996: 610), da sie zwar den Pflichten eines Staatsbürgers/ einer Staatsbürgerin nachkommen mussten²³, aber keine politische Vertretung auf Bundesebene hatten (vgl. Abel, 1996: 610).

6.6 Puerto Ricos Entwicklung als *Estado Libre Asociado*

Der neue Status als *Estado Libre Asociado* traf nicht bei allen Puerto-ricanerInnen auf Zustimmung; viele bewerteten die neue Situation als nicht zufriedenstellend, da es sich um keine gänzliche Autonomie bzw. keine gänzliche Inkorporation in die USA handelte (vgl.

²³ Insbesondere die Militärpflicht führte zu Unmut und Demonstrationen in Puerto Rico. (vgl. Gewecke, 1998b: 86)

Abel, 1996: 610). Die folgenden Jahrzehnte nach Unterzeichnung der neuen Übereinkunft war die Frage nach Autonomie oder *statehood*-Lösung zentrales Thema. Während 1952 80% der Wahlbeteiligten die ELS Lösung befürworteten, waren es 1967 nur noch 60%, wohingegen 39% die Ernennung zum Bundesstaat bevorzugten. Trotz heftiger Schlagabtausche und damit verbundenen politischen Entwicklungen haben sich bis ins 21. Jahrhundert keine Veränderungen hinsichtlich des Status ergeben (vgl. Gewecke, 2007: 124f.).

Ebenso wie die rechtliche Frage beschäftigte die Wirtschaftsentwicklung die Bevölkerung. Die in den 1940er Jahren initiierten Programme hatten zwar anfänglich für ein Wachstum gesorgt, ab den 1960er Jahren offenbarten sich jedoch gravierende Fehler bei der Organisation (vgl. Abel, 1996: 610). Infolge der ausschließlichen Orientierung am US-amerikanischen Markt entwickelte die puerto-ricanische Wirtschaft eine enorme Abhängigkeit, die laut Gewecke einem „neokolonialen Status gleichkommt“. (Gewecke, 2007: 123) Ein Grund hierfür war die Konzentration der Betriebe auf die Region um San Juan, so dass nur in Nähe der Hauptstadt Arbeitskräfte notwendig wurden. Zudem wurde ein Großteil der verarbeiteten Rohstoffe nicht von puerto-ricanischen Herstellern gekauft, sondern importiert und fokierte somit nicht die ortsansässige Industrie. Ein weiteres Problem stellte die Agrarwirtschaft dar, die nicht reformiert wurde und folglich der Nachfrage des Marktes nicht gerecht werden konnte (vgl. Abel, 1996: 611). Die Mehrheit der Bevölkerung profitierte nicht von den enormen Investitionen durch die USA und litt unter Arbeitslosigkeit sowie Armut. Im Jahre 1973 erhielten 75% der Puerto-RicanerInnen Sozialhilfe, da sie nicht in der Lage waren, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Als Reaktion auf die missliche Lage in Puerto Rico emigrierten Tausende in die USA in der Hoffnung, Arbeit zu finden. Die letzten Jahrzehnte waren in politischer Hinsicht von ständigen Schlagabtauschen gekennzeichnet, ohne dass sich hinsichtlich der Statusfrage und der wirtschaftlichen Situation Verbesserungen ergeben hätten. Puerto Rico ist zwar im schulischen und medizinischen Bereich auf USA-Niveau, die großen Diskrepanzen zwischen den sozialen Gruppen und die wirtschaftlichen Strukturen zeigen jedoch die Schwierigkeiten des Landes auf (vgl. Gewecke, 2007: 123f.).

7 Gesellschaftsstrukturen und Geschlechtergeschichte in Puerto Rico

Bei der Herausbildung gesellschaftlicher Hierarchien sind Kategorien wie Geschlechtszugehörigkeit, soziale Gruppe, Ethnizität, Alter und Religion von großer Bedeutung (vgl. Dietze/ Hornscheidt/ Palm/ Walgenbach, 2007: 7). Bei der Aufarbeitung der Geschlechtergeschichte in Puerto Rico ist es ebenfalls erforderlich, diese Aspekte zu berücksichtigen und in die Diskussion miteinzubeziehen. Denn die gesellschaftliche (Macht-

)Position eines Individuums ergibt sich durch ein kontinuierliches Aushandeln, sprich in konkreten Interaktionen, bei denen solche Faktoren zum Tragen kommen (vgl. Kapitel 3).

In einem bestimmten historischen Kontext ‚Frau‘ beziehungsweise ‚Mann‘ zu sein, kann daher gänzlich unterschiedliche Lebensumstände zur Folge haben. Die Bevölkerungszusammensetzung in den eroberten spanischen Gebieten und die jeweiligen Optionen für den/ die Einzelne/n spiegeln das Ineinandergreifen der zentralen Kategorien Geschlecht, Ethnizität sowie soziale Gruppe eindrucksvoll wider. In einem ersten Schritt werde ich daher einige Informationen zu den Gesellschaftsstrukturen Puerto Ricos darlegen und anschließend die Geschichte der Geschlechter im lateinamerikanischen Raum nachzeichnen, wobei mein Interesse den Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert gilt – dem zeitlichen Abschnitt, der in den Romanen dargestellt wird.

7.1 Gesellschaftliche Zusammensetzung

Die ersten spanischen SiedlerInnen, die in die Kolonien reisten, hatten das Ziel, die autochthone Bevölkerung möglichst schnell in eine Gesellschaft nach europäischem Modell zu integrieren. Doch die karibischen Inseln waren von Menschen bewohnt, deren Gemeinschaften ohne hierarchische Strukturen organisiert waren, weshalb es für die europäischen Kolonisierenden notwendig wurde, explizite soziale Gefüge aufzubauen (vgl. Potthast, 2003: 56). Hierbei fungierte die ethnische Herkunft als Basis:

Das ständische Modell [das in Spanien präsent war, Anm.] wurde auf Amerika übertragen, nahm allerdings angesichts der kolonialen Situation andere Formen an. Die Verhältnisse in den Überseegebieten waren weniger von der Existenz der drei genannten Stände geprägt als vielmehr von der Unterteilung in Eroberte und Eroberer, in Spanier und Indianer sowie von der regional unterschiedlichen Präsenz der aus Afrika verschleppten Sklaven. (Potthast, 2003: 56)

Die karibische Gesellschaft setzte sich aus drei sozialen Gruppen zusammen, die entlang einer strengen sozialen Skala verliefen: die SklavInnen, die freien ‚Farbigen‘ und die *blancos*. Innerhalb dieser ethnischen Gruppierungen gab es wiederum Unterteilungen, die in Hierarchisierungen und Machtpositionen resultierten. Bei den SklavInnen wurde zwischen in Afrika und bereits in Amerika Geborenen differenziert; zudem wurden die *mulatos* dazu gezählt, die den größten Respekt genossen. Die freien ‚Farbigen‘ waren zum größten Teil *mulatos*, die in den Städten als Handwerker oder Händler ihrem Lebensunterhalt nachgingen und sich aus der Situation der Zwangsarbeit befreit hatten. Die Gruppe der ‚Weißen‘ wies ebenfalls eine interne Hierarchie auf; angeführt wurde sie von den Adeligen und Besitzern der großen Plantagen, die in Puerto Rico als *peninsulares* bezeichnet wurden. An zweiter Stelle

positionierten sich die Angehörigen des Militärs sowie der Verwaltung und die finanzstarken Kaufleute. Die zahlenmäßig stärkste ‚weiße‘ Gemeinschaft bildeten die Kleinbauern, Händler, Tagelöhner, etc. (vgl. Gewecke, 2007: 17f.).

Diese Aufgliederung entsprach dem prinzipiellen sozialen System in den karibischen Kolonien; für die Bevölkerung der spanischen Karibik war jedoch ein sehr hoher Grad an *mestizaje* charakteristisch und die Herausbildung verschiedener *castas*. Die Zusammensetzung der puerto-ricanischen Gesellschaft weist im Vergleich mit anderen karibischen Inseln ein weiteres Merkmal auf: aufgrund der relativ geringen Anzahl an SlavInnen aus Afrika waren „racial divisions“, wie Safa formuliert, weniger präsent als beispielsweise in Kuba (Safa, 1995: 51). Zudem verschwanden die augenfälligen Grenzen zwischen den Bevölkerungsgruppen durch „interracial marriages“ (Safa, 1995: 51). Dieses Aufeinandertreffen und Vermischen der verschiedenen Ethnien sowie Kulturen führte zur Implementierung einer in der spanischen Gesellschaft tradierten Verhaltensweise.

Al no existir una clara línea de demarcación entre las razas, la preocupación y el control sobre la pureza de la sangre constituyó el eje fundamental de las tensiones sociales y de los imaginarios colectivos. (Pérez-Fuentes, 2006: 665)

Die Frage nach der *pureza de sangre*, der Reinheit des Blutes, entwickelte sich in Spanien durch das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Religionsbekenntnisse. Allen voran die zwangskonvertierten Juden wurden verdächtigt, im Geheimen ihre Religion weiterhin zu praktizieren und stellten für die katholische Gesellschaft ein Ärgernis dar. Um nur Menschen mit ‚reinem Blut‘ bestimmte Ämter und Funktionen zuzuweisen, wurde der Nachweis der rein christlichen Abstammung ohne jüdische oder muslimische Vorfahren im 16. Jahrhundert zu einer wichtigen Angelegenheit. Wie auch in Hispanoamerika legitimierte die *pureza de sangre* den Ausschluss bestimmter Personengruppen von privilegierten Positionen der Gesellschaft (vgl. Potthast, 2003: 54f.). Während im Mutterland die religiöse Identität im Vordergrund stand, war in den Kolonien aufgrund der *mestizaje* die ‚ethnische Reinheit‘ relevant. „No bastaba la apariencia de ser blanco o blanca. Era necesario que los registros parroquiales, notariales o judiciales certificasen una ascendencia no contaminada.“ (Pérez-Fuentes, 2006: 665) In der Theorie sollte der Stellenwert der Genealogie soziale Mobilität verhindern, in der Praxis konnte sich die gesellschaftliche Stellung durch Bildung, beruflichem Erfolg oder Heirat durchaus verbessern. Dennoch blieben die ethnischen Ressentiments gegenüber der afrikanischen und indigenen Bevölkerung auch nach der Lösung vom spanischen Mutterland bestehen und beeinflussten die sozialen Strukturen (vgl. Potthast, 2003: 61f.; vgl. Büschges, 2008: 919).

7.2 Geschlechterkonzepte in vorkolonialen Gesellschaften

Es ist schwierig, die Geschlechterkonzepte in den vorkolonialen Gesellschaften in Hispanoamerika allgemein zu charakterisieren, da diese sehr stark variierten (vgl. Potthast, 2003: 11f.). Lavrin und Pérez Cantó halten diesbezüglich fest, dass es sich meist um „potentes civilizaciones“ handelte, in denen jeweils spezifische politische, wirtschaftliche und soziale Gefüge gegeben waren (Lavrin/ Pérez Cantó, 2006: 513). In vielen Gemeinschaften sei den Frauen aber ein „protagonismo determinado“ zugewiesen worden (Lavrin/ Pérez Cantó, 2006: 513). Dies trifft auch auf Puerto Rico zu: die Taínas nahmen einen hohen Platz in der gesellschaftlichen Pyramide ein, da sie für den Nachwuchs verantwortlich waren und somit eine – in ihrer Kultur – zentrale und geschätzte Aufgabe erfüllten. Sie waren in alle Bereiche des Lebens integriert: „[...] en la sociedad taína las mujeres aprendían a manejar las armas y participaban en acciones bélicas. Asimismo contribuían a la producción de bienes y servicios fuera del hogar y tomaban parte en rituales y ceremonias religiosas.“ (Azize, 1987: 18) Außerdem herrschte in Bezug auf die gelebte Sexualität Gleichheit zwischen den Geschlechtern; sowohl den Männern als auch den Frauen waren voreheliche Beziehungen erlaubt (vgl. Azize, 1987: 18).

7.3 Geschlechterdiskurse ab dem 16. Jahrhundert

Ab dem 16. Jahrhundert wurden die Geschlechterkonzepte in Hispanoamerika stark von der spanischen Kultur – ihren Werten, Normen und Traditionen – beeinflusst, die die Kolonisierenden in die neue Welt übertrugen. Diese dominanten Geschlechterdiskurse und Rollen erfuhren durch den Kontakt mit der autochthonen Bevölkerung Modifikationen. Durch den Sklavenhandel kamen zudem Menschen aus verschiedenen Regionen Afrikas nach Lateinamerika, so dass sich eine komplexe Gesellschaftszusammensetzung ergab (vgl. Lavrin/ Pérez Cantó, 2006: 513). Es wäre daher nicht korrekt, die Geschlechterkonzepte und vor allem die Stellung der Frauen in den eroberten Gebieten mit denjenigen auf dem spanischen Festland gleichzusetzen: „La etnia, las costumbres autóctonas, la interrelación cultural y la coexistencia de intereses vitales dispares se sumarán al género como categoría de análisis [...]“. (Lavrin/ Pérez Cantó, 2006: 514)

Tatsache ist jedoch, dass die Spanier und Spanierinnen, die sich in den Kolonien niederließen, ihre Werte sowie Traditionen lebten. In Bezug auf die Geschlechterbeziehungen herrschte für sie weiterhin das patriarchale Modell vor, das seit der Antike Gültigkeit hatte. Innerhalb dieses Systems waren die Rollen klar definiert: der Mann fungierte als *pater familias* und somit als Protagonist sowie Vorstand der Familie, die Frau hingegen war als Ehefrau, Mutter

oder Tochter ausschließlich im privaten Raum aktiv. Die Institution der Familie wurde als wichtiger Pfeiler der spanischen Gesellschaft betrachtet und als einzig wahre Bestimmung der Frauen. Ihre Aufgabe bestand demzufolge ausschließlich in der Reproduktion, in der Sorge um Ehemann und Kinder sowie in der Führung des Haushaltes (vgl. Pérez Cantó, 2006: 526ff.). Sie war im Gegenzug von allen politischen Entscheidungen ausgeschlossen und hatte auch keinen Anspruch auf Bildung (vgl. Azize, 1989: 18). Die Vorrangstellung des Mannes, die *patria potestas*, war ein Konzept, das auch in den Kolonien weitergeführt wurde. Wie Potthast betont war die rechtliche Situation einer Frau von ihrem Familienstand abhängig; nur ältere Nichtverheiratete und Witwen konnten für sich selbst entscheiden, während Ehefrauen, Töchter und Mütter der Kontrolle des Mannes unterstanden (vgl. Potthast, 2003: 83ff.). Diese diskursiv erzeugte Machtposition der Männer, die über die wirtschaftliche Situation und die Sexualität ihrer Ehefrauen verfügen konnten, spielte vorwiegend für die ‚weiße‘ Oberschicht eine Rolle. Der Vergleich mit anderen ethnisch-sozialen Gruppen zeigt große Differenzen auf: indigene und aus Afrika kommende Frauen waren in einem viel höheren Maße für den Lebensunterhalt der Familie mitverantwortlich und bewegten sich daher nicht im gleichen ökonomischen Abhängigkeitsverhältnis (vgl. Safa, 1995: 48).

Zusätzlich dominierte der Diskurs der Sünderin die spanische Auffassung des ‚weiblichen Wesens‘: als Nachfahrin der verräterischen Eva ist die Frau grundsätzlich eine Sünderin, die nur durch die Anleitung und Aufsicht des Mannes ein anständiges Leben führen kann. Die weibliche Sexualität galt es zu kontrollieren; die Jungfräulichkeit war ein absolutes Muss, um dem propagierten Bild der reinen, keuschen und tugendhaften Frau zu entsprechen (vgl. Pérez Cantó, 2006: 526ff.). Außerdem spielte der Ehrbegriff in der spanischen Gesellschaft eine zentrale Rolle, wobei bei Männern und Frauen unterschiedliche Kriterien verbindlich waren: „[...] una doble moral toleraba en los hombres la práctica del concubinato y el adulterio sin merma prestigio siempre que éste tuviera lugar con cierta discreción“. (Pérez Cantó, 2006: 527) Zum Funktionieren dieser Geschlechterkonzeptionen trugen die katholische Kirche und auch die spanische Gesetzgebung²⁴ wesentlich bei (vgl. Pérez Cantó, 2006: 527).

Das Thema der moralischen Integrität und die Teilung in öffentlichen sowie privaten Raum führten sich in der neuen Heimat unter der spanischen Bevölkerung fort (vgl. Azize, 1989: 18). Insbesondere der Ehrbegriff war auch in den eroberten Gebieten von großer Wichtigkeit; wobei nicht die „Tugendehre“ im Sinne eines moralisch korrekten Verhaltens im Mittelpunkt stand. Vielmehr handelte es sich um eine „Statusehre“, die bei den SpanierInnen und den

²⁴ Grundlage für die spanische Rechtslage der Geschlechter waren die Siete Partidas (1251/56), die die Überlegenheit und bevorzugte Stellung des Mannes gesetzlich verankerten (vgl. Kreis, 1999: 47f.)

KreolInnen an Bedeutung gewann, mit dem Ziel die eigene Position gegenüber anderen sozialen Gruppen abzugrenzen und zu rechtfertigen (vgl. Potthast, 2003: 92f.). Die Diskurse über Stellung und Wesen der Frauen waren folglich stark von der spanischen Heimat beeinflusst, doch trat eine weitere Komponente hinzu, die den Alltag der ‚weiblichen‘ Bevölkerung bestimmte: die Frage nach ethnischer Herkunft und Reinheit, die wiederum in engem Zusammenhang mit der ‚weiblichen‘ Sexualität stand.

Das diskursive Bild, das in Bezug auf die indigenen Frauen und die Sklavinnen erzeugt wurde, implizierte gänzlich andere Vorstellungen. Zunächst muss darauf hingewiesen werden, dass die alltäglichen Aufgaben und Rollen der Frauen aus sozial schwachen Gruppen signifikante Unterschiede aufwiesen. Sie leisteten häufig auf Plantagen und auch in reichen Haushalten, Zwangsarbeit, wodurch sich sowohl ihre Familienstrukturen als auch ihre Geschlechterbeziehungen anders gestalteten (vgl. Potthast, 2003: 172f.). Daraus lässt sich ableiten, dass: „[t]he *casa/calle* distinction in the Hispanic Caribbean never applied to African slaves, who were brought over in massive numbers to work on sugar plantations, particularly in the early nineteenth century.” (Safa, 1995: 48)

In Bezug auf die Familienplanung zeigte sich, dass unter der aus Afrika kommenden Bevölkerung das europäische Modell nicht funktionierte: als SklavInnen mussten sie ständig damit rechnen, von ihren ParternerInnen und Kindern getrennt zu werden. Daher gab es eine Vielzahl an alleinerziehenden Müttern und unehelichen Geburten. Als Gründe hierfür werden in der Sekundärliteratur aber auch soziale Gefüge und kulturelle Traditionen angeführt, die in bestimmten Regionen Afrikas präsent waren. So etwa hatte die Jungfräulichkeit bei Frauen keinen besonderen Stellenwert inne – und erfuhr somit eine völlig andere Wertung als in europäisch-katholischen Denktraditionen. Außerdem herrschte in vielen afrikanischen Ethnien eine matrifokale Siedlungsweise vor, wodurch die Wohnstätte der Mutter als Zentrum galt (vgl. Potthast, 2003: 172ff.). Wie es scheint, war eine kirchliche Hochzeit auch nicht in den kulturellen Mustern vieler dunkelhäutiger Frauen verankert (vgl. Pérez-Fuentes, 2006: 674).

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bei den Indigenen und AfrikanerInnen war häufig von der Größe und Produktivität der Plantage abhängig; handelte es sich um kleinere Anwesen war die agrarische Aufteilung der Aufgaben üblich. Das bedeutet, die Frauen kümmerten sich um die Kinder, die Tiere sowie die Hütte, während die Männer auf den Feldern zum Einsatz kamen. Bei großen Plantagenanlagen wurden aber auch die Frauen zur Gewinnung von Zuckerrohr oder Baumwolle eingesetzt, so dass in diesen Kontexten keine auf dem Geschlecht basierenden Unterschiede gegeben waren (vgl. Potthast, 2003: 168).

In Hinblick auf die Sexualität der Frauen mit dunkler Hautfarbe entwickelte sich ab dem 18. Jahrhundert der Diskurs der sexuellen Freizügigkeit (vgl. Potthast, 2003: 177). Obwohl die Frauen meist durch Gewalt zum sexuellen Verkehr mit Männern, die in der gesellschaftlichen Hierarchie höher positioniert waren, gezwungen wurden, dominierte eine gegenteilige öffentliche Meinung: die weibliche Bevölkerung dunkler Hautfarbe sei – im Gegensatz zur ‚weißen‘ – sexuell unanständig und verführe demnach die ehrenwerten Männer. „A las mujeres de color se les imputaba por naturaleza una conducta sexual dudosa, pues como decía el refrán cubano: *No hay tamarindo dulce ni mulata señorita.*” (Pérez-Fuentes, 2006: 667) Trotz des zweifelhaften Rufs der dunkelhäutigen Frauen, unterhielten viele Männer Beziehungen zu ihnen und lebten ihre körperliche Sexualität mit ihnen aus. Dies diente unter anderem auch dem Schutz der ‚weißen‘ Frau und ihrem Ansehen (vgl. Pérez-Fuentes, 2006: 667). In Anlehnung an die Vorstellung performativer Machtpositionen, muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass die sexuelle Beziehung zu einem ‚weißen‘ Mann für manche Sklavinnen die Möglichkeit der Freiheit implizierte. „One of the most common ways for women and their children to escape from slavery was through a sexual liaison with a white male, who could buy or grant their freedom.“ (Safa, 1995: 48)

Auch die übliche in der spanischen Tradition verhaftete Trennung in einen männlichen öffentlichen und einen weiblichen privaten Raum konnten von den Frauen der *clases populares* nicht umgesetzt werden. Die *casa/calle*-Idealisierung entbehrte jeglicher Realität, denn viele Frauen waren aus ökonomischen Gründen gezwungen, ihren Lebensunterhalt außerhalb der privaten Sphäre als Händlerinnen, Wäscherinnen, Prostituierte, usw. zu verdienen (vgl. Cano/ Barrancos, 2006: 552). Dadurch wurde wiederum das Konzept der ehrenhaften Frau der Oberschicht verstärkt.

El hecho de que la mayoría de las trabajadoras fueran mujeres de color, esclavas o libres, establecía una estrecha asociación entre trabajo femenino, raza y pobreza, reforzando de esta manera el ideal de domesticidad y ociosidad de las mujeres de las élites. (Pérez-Fuentes, 2006: 680)

Aus diesen Überlegungen lässt sich folgern, dass die Frauen anderer ethnischer Gruppen und aus sozial schwachen Schichten die Geschlechterdiskurse zwar präsent hatten und sich dieser bewusst waren, für ihre persönliche Situation waren die von den SpanierInnen propagierten Ideale jedoch keinesfalls umsetzbar. Ausgehend von den jeweiligen Möglichkeiten arrangierten sich die Menschen und lebten in Ehen, in Konkubinen, in unehelichen Partnerschaften, etc. zusammen und gestalteten ihre zwischenmenschlichen Bedürfnisse ihrer gesellschaftlichen Position entsprechend (vgl. zu den Lebensformen Pérez-Fuentes, 2006:

668-686). Innerhalb dieser heterogenen Gesellschaften manifestierten sich demnach verschiedenartige Familien- und Geschlechtermodelle; so entstanden beispielsweise in der *clase popular* eigene Bestimmungen des respektablen Frauseins, die nicht auf der Jungfräulichkeit oder der kirchlichen Vermählung basierten. In diesen sozialen Kontexten zählten die Fähigkeiten als Mutter, loyale Partnerin und Geldverdienende weitaus mehr als in der ‚weißen‘ Oberschicht üblich (vgl. Pérez-Fuentes, 2006: 675).

7.4 *Voces femeninas*: Die Frauenbewegung ab dem 19. Jahrhundert

Das letzte Drittel des 19. Jahrhundert repräsentierte nun für alle Frauen eine wichtige Epoche, da erstmals feministische Anliegen öffentlich gemacht wurden. Ausgangspunkt war die Diskussion um weibliche Bildung, die in der Öffentlichkeit – unter der Beteiligung von Intellektuellen wie Eugenio María Hostos oder Manuel Fernández Juncos – geführt wurde (vgl. Azize, 1989: 19) Bis zu dieser Epoche hatten nur wenige Männer und Frauen freien Zugang zur Bildung – dieser ging meist mit einer privilegierten sozialen Stellung einher. Außerdem galt es gerade bei der weiblichen Bevölkerung die Lehrinhalte exakt auf ihre Pflichten abzustimmen. Adelige Frauen sollten zwar lesen und schreiben können, aber ihre Lektüre durfte keine moralisch anstößigen Aspekte beinhalten. Die weibliche Bevölkerung der sozial schwachen Gruppen war in der Mehrheit analphabetisch und wurde ausschließlich in praktischen Dingen, wie dem Nähen, unterrichtet (vgl. Potthast, 2003: 115f.).

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde diese Thematik unter anderen Voraussetzungen vehement diskutiert; hierbei ging es jedoch nicht um die Gleichstellung der Geschlechter, vielmehr herrschte die Ansicht, dass die Frau für ihre Aufgabe als kluge Ehefrau und Mutter der zukünftigen Generationen eine gewisse Kultur sowie Ausbildung benötige:

Aunque la función social de las mujeres continuaba definida por su papel en la familia, existía la convicción de que con una adecuada educación éstas podrían participar en la construcción de las nuevas naciones como madres atentas a la crianza de los hijos, eficientes amas de casa y compañeras intelectuales de sus maridos. (Pérez-Fuentes, 2006: 686f.)

Auch wenn die Position des weiblichen Geschlechts weiterhin auf den privaten Raum beschränkt blieb, resultierten die Debatten um Erziehung und Bildung in den 1890er Jahren im Aufkommen einer ersten feministischen Bewegung (vgl. Pérez-Fuentes, 2006: 687). Azize bewertet hingegen erst die US-amerikanische Invasion und die damit einhergehenden wirtschaftlichen Veränderungen als Beginn des feministischen Bewusstseins. Durch die modifizierten Strukturen traten kontinuierlich mehr Frauen in die Arbeitswelt ein, da die

sozial schwachen Familien auf ein weiteres Einkommen angewiesen waren. Sie waren hauptsächlich im Bereich der Tabakherstellung und der Textilindustrie tätig oder arbeiteten als Krankenschwestern sowie Lehrerinnen (vgl. Azize, 1989: 19f.).

Interessant ist, dass die Frauen aus den privilegierten Schichten ihren eigenen Status in der Familie und in weiterer Folge in der Gesellschaft reflektierten, sie hinterfragten ihre vermeintliche ethnische Überlegenheit gegenüber Frauen anderer sozialer Gruppen jedoch nicht. Somit hatte das Bild der dunkelhäutigen Frau mit gefährlichem Sexualtrieb weiterhin Bestand und wurde auch in den Anfängen des puerto-ricanischen Feminismus nicht revidiert. Die Grenze der ethnischen Zugehörigkeit erwies sich in diesem Kontext als bedeutsamer als der Faktor Geschlecht (vgl. Pérez-Fuentes, 2006: 688).

Die erste organisierte feministische Bewegung in Puerto Rico ging von den Arbeiterinnen aus, die sich zusammenschlossen, um für bessere Arbeitsbedingungen und politisches Mitsprache in Form des Wahlrechts zu kämpfen. Hierbei waren die Vorgänge in Europa und den USA ein wichtiger Einfluss, der die Frauen in ihren Überzeugungen und Handlungen bestärkte. Im Gegensatz zu den europäischen Frauenbewegungen spielten – wie erwähnt – zunächst die Frauen aus der Gruppe der Arbeiterinnen die tragende Rolle, erst 1917 formierte sich aus dem Kreis der gesellschaftlichen Eliten eine feministische Vereinigung. Diese forderte jedoch ausschließlich ein beschränktes Wahlrecht für alphabetisierte Frauen ab 21 Jahren, denn auch in der Wahlrechtsdebatte hatte die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen (Bildungs)Schicht mehr Bedeutung als die Solidarität mit dem ‚eigenen‘ Geschlecht (vgl. Azize, 1989: 20f.; vgl. Safa, 1995: 53):

Sisterhood, as understood by the most important sectors of the suffragist movement in Puerto Rico, was limited to the sisters of one's class and race. Education became an essential marker of elite women's difference vis-à-vis illiterate, poor woman. (Roy-Féquièrre, 1994: 916)

Aufgrund dieser unterschiedlichen Zielvorstellungen kam es zwischen den einzelnen Organisationen immer wieder zu Brüchen bis schließlich 1936 das allgemeine Wahlrecht ausgesprochen wurde (vgl. Azize, 1989: 21).

Die darauffolgenden Jahrzehnte waren von den Industrialisierungsbemühungen der Behörden geprägt, die die Arbeits- und Lebenssituation für die Menschen gänzlich veränderten: es vollzog sich der Übergang von einer auf Agrarwirtschaft ausgerichteten Gesellschaft in eine auf der Industrie basierenden (vgl. Barrancos/ Cano, 2006: 498; vgl. Ramos Rosado, 1999: 77f.). So waren besonders in der Phase zwischen 1940 und 1970 viele Männer und Frauen zur Auswanderung gezwungen und die feministischen Ansinnen verloren an Präsenz. Für die

weibliche Bevölkerung resultierten die veränderte Wirtschaftsorganisation häufig in einem Wechsel von der Tabak- und Bekleidungsindustrie in die US-amerikanischen Manufakturen. Trotz der kontinuierlich steigenden Zahl an arbeitenden Frauen – in den 1970er Jahren erhöhte sich der Prozentsatz auf 25% im arbeitsfähigen Alter (vgl. Colón Warren, 2010: 62) – wurden keine Maßnahmen zur Geschlechtergleichheit ergriffen: die Frauen erhielten häufig nur die Hälfte des Gehaltes, der Männern ausbezahlt wurde (vgl. Azize, 1989: 22). Im ländlichen Bereich zeigte die hohe Emigrationsquote ebenfalls ihre Folgen, da viele Frauen alleine die alltäglichen Aufgaben zum Erhalt der Landwirtschaft verrichten mussten. Die Zahl der weiblichen Bevölkerung, die in den ländlichen Regionen ihren Lebensunterhalt verdiente, scheint jedoch nicht in den Statistiken auf (vgl. Barrancos/ Cano, 2006: 498f.).

Die politische Frauenbewegung in Puerto Rico erfuhr erst ab den 1970er Jahren – ausgelöst durch die Ereignisse in den USA und in Europa – einen Aufschwung. In diesem Jahrzehnt kann von der Entwicklung eines politischen Feminismus in Puerto Rico die Rede sein, der eine Sensibilisierung für die gesellschaftliche Situation der Frau zur Folge hat. Die Fortschritte hinsichtlich der öffentlichen Präsenz der Frauen zeigt beispielsweise die Einführung des *Día de la mujer* 1976 in Puerto Rico auf. Außerdem steigt die Zahl von Publikationen weiblicher Autorinnen in Lateinamerika, die im Kapitel 8.5 beispielhaft anhand von Rosario Ferré und Magali García Ramis vorgestellt werden (vgl. Azize, 1989: 22; vgl. Ramos Rosado, 1999: 77).

8 Literaturgeschichte

Für eine nachvollziehbare Darstellung des literaturgeschichtlichen Kontexts, der für die beiden Romane *Maldito Amor* und *Felices días, tío Sergio* kennzeichnend ist, scheint es sinnvoll, grundlegende literarische Entwicklungen des 20. Jahrhunderts in Puerto Rico nachzuzeichnen. Hierbei ist es notwendig, sowohl eine lateinamerikanische Perspektive einzunehmen, als auch die enge soziokulturelle Beziehung zu den USA zu reflektieren. Denn aufgrund der geographischen und politischen Situation der Insel wurde die puerto-ricanische Literaturproduktion stark durch Tendenzen des spanischsprachigen und des US-amerikanischen Festlandes beeinflusst.

8.1 Literarische Entwicklungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Die Literatur des 20. Jahrhunderts ist trotz ihrer gänzlich unterschiedlichen Ausrichtungen von einem zentralen Thema geprägt: der puerto-ricanischen Identitätssuche (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 265). Beginnend bei der *Generación del 1898*, die in Spanien als

Reaktion auf den Verfall des spanischen Reiches und in Puerto Rico als Antwort auf den Wechsel der *soberanía* bewertet werden kann, zeichnet sich zunächst durch eine Abkehr von den rein ästhetischen Zielen des Modernismus ab (vgl. Torres Caballero, 1997: 683). Interessant ist die Haltung vieler Intellektueller in dieser Epoche – sie wenden sich erneut der spanischen Kultur zu und betonen ihre hispanischen Wurzeln:

Es evidente que esta actitud [el reaceramiento espiritual a España, Anm.] ha tenido efectos positivos en el orden cultural, especialmente en lo que concierne a la preservación de elementos esenciales de nuestra personalidad de pueblo, como es el idioma. Pero también es cierto que ha servido, inconscientemente si se quiere, para oscurecer y deformar la realidad histórica del coloniaje español, idealizándolo hasta el extremo de la falsificación. (González, 1976: 188)

Auch Thiem erwähnt die Tendenz der puerto-ricanischen Intellektuellen im Verlauf des 20. Jahrhunderts, die hispanische Vergangenheit aufgrund der schwierigen neokolonialen Situation zu verherrlichen. (vgl. Thiem, 2010: 166). In der Romanliteratur wird die soziopolitische Lage Puerto Ricos unter US-amerikanischer Herrschaft kritisch dargestellt; eine wichtige Position nimmt diesbezüglich Manuel Zeno Gandía (1855-1930) ein, der sich dabei in seinem Schreibstil an den französischen Realisten Stendhal und Flaubert sowie an der naturalistischen Schule Zolas orientiert (vgl. Torres Caballero, 1997: 683). In den 1920er Jahren dominieren verschiedene Avantgardismen, die kurzlebig sind und bald wieder von der literarischen Bildfläche verschwinden (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 266).

Die darauffolgende *Generación del 30* ist in Zusammenhang mit den politischen Ereignissen in Puerto Rico zu betrachten: das Aufkommen des Nationalismus, eng verbunden mit der Figur Albizu Campos, und die allgemein schlechte wirtschaftliche Lage bewirken eine Rückbesinnung auf das Autochthone und das Ursprüngliche²⁵ (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 266). Die AutorInnen dieser Generation – mehrheitlich EssayistInnen – verband die Sorge um den Verlust der eigenen puerto-ricanischen Kultur und Identität; daher sahen sie es als Dringlichkeit, die Ursprünge der *puertorriqueñidad* literarisch aufzugreifen. So gelten die Publikationen *Insularismo* (1934) sowie *Prontuario histórico de Puerto Rico* (1935) von Tomás Blanco als erste Zeugnisse eines „historical conscience“ (vgl. Torres Caballero, 1997: 684). Das Anliegen, *lo puertorriqueño* darzustellen, spiegeln auch die fiktionalen Werke von Enrique Laguerre (1906-2005) auf eindrucksvolle Art wider; in seinem frühen Romanzyklus, der als *novela de tierra* konzipiert ist, fokussiert er die Figur des leidenden *jíbaro*, der durch die äußeren Umstände zum Scheitern verurteilt ist und als Sinnbild für die Gesamtsituation

²⁵ Siehe auch Kapitel 6.5

Puerto Ricos fungiert. In späteren Publikationen ist die Handlung im urbanen Raum angesiedelt und thematisiert die Folgen der Industrialisierung für die Bevölkerung der Insel (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 267; vgl. Harmuth/ Ingenschay, 2001: 128).

8.2 Der Boom und seine Auswirkungen auf die puerto-ricanische Literatur

In den 1940er Jahren vollziehen sich erneut politische Entwicklungen, die große Wirkung auf die LiteratInnen der Insel haben. Unter der Leitung Luis Muñoz Maríns gewinnt die *Partido Popular Democrático* 1944 die Wahlen und führt Puerto Rico in den Status als *Estado Libre Asociado*. Zudem ist die Stimmung von der zunehmenden Industrialisierung Puerto Ricos sowie dem Einsatz von Puerto-Ricanern im Korea-Krieg geprägt. Aus diesen modifizierten sozio-politischen Gegebenheiten heraus formiert sich eine junge Gruppe von SchriftstellerInnen, die die Themen und Ausrichtungen ihrer VorgängerInnen aufnehmen und weiterentwickeln: die *Generación del 50* (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 267). Die bedeutenden Gattungen sind nun fiktionaler Natur – die Kurzgeschichte sowie der Roman. Die Charakteristika dieser Strömung sind im Prolog von René Marqués‘ *Cuentos puertorriqueños de hoy* (1958) benannt. Laut seinen Ausführungen spielt die *puertorriqueñidad*, in einen universalen Kontext gebettet, eine zentrale Rolle. Auch die sozialen und politischen Umstände finden Eingang in den *plot* der Erzählungen, sie werden aber anhand der Beschreibung von psychologischen und metaphysischen Problemen des Einzelnen geschildert. Die Naturbeschreibungen geraten in den Hintergrund, die Stadt wird als primärer Lebensort gestaltet, aber auch das Ausland gewinnt in der Literatur als neue Heimat für Puerto-RicanerInnen an Bedeutung. Als weiteres Merkmal der 50er Generation sind die innovativen Themen zu erwähnen; Sexualität, Tod, Einsamkeit, ebenso wie die kulturelle Entwurzelung sowie die Identitätssuche repräsentieren wichtige Aspekte. Zudem stellen die AutorInnen Überlegungen zu formalen und stilistischen Neugestaltungen an, wobei sie sich an europäischen und US-amerikanischen Vorbildern, wie etwa Faulkner, Hemingway sowie Steinbeck, orientieren (vgl. Torres Caballero, 1997: 684). Aus all diesen Elementen, die die literarische Weiterentwicklung in Puerto Rico kennzeichnen, lässt sich eine Verbindung zum lateinamerikanischen Phänomen des Booms ableiten, wie Torres Caballero pointiert zusammenfasst:

The combination of formal innovations, a preoccupation with man’s existential problems, and political commitment and social concerns – [...] – places Puerto Rican literature, and particularly narrative, within the literary current which will be designated as the Boom. (Torres Caballero, 1997: 684)

Der Terminus Boom bezieht sich auf kein explizites literarisches Manifest, sondern bezeichnet eine lose Gruppe von lateinamerikanischen AutorInnen, die in den 1960er Jahre das internationale literarische Terrain erobert. Die neue Form des Schreibens, als *nueva novela* bezeichnet, etabliert sich zwar schon in den vorhergehenden Jahrzehnten, aber erst mit Romanen wie *Rayuela* (1963) von Cortázar, *La ciudad de los perros* (1963) von Vargas Llosa oder *Cien años de soledad* (1976) von García Márquez erlebt die hispanoamerikanische Literatur ihren Durchbruch (vgl. Ertler, 2002: 199f.; vgl. Standish, 1997: 133).

Dieser Popularitätsgewinn ist als Ergebnis mehrerer interner sowie externer Faktoren zu werten: erstens wurden technisch innovative Romane verfasst, die die bisherige Literatursprache grundlegend veränderten; als zweiter wichtiger Punkt ist die kubanische Revolution zu erwähnen, die Lateinamerika international zu einer neuen Präsenz verhalf. Außerdem stieg das Interesse der spanischen Verlage, die nun Werke lateinamerikanischer SchriftstellerInnen veröffentlichten, übersetzten und vertrieben (vgl. Ertler, 2002: 199f.; vgl. Standish, 1997: 133). „En aquella década los premios literarios van a parar a manos de sudamericanos, las ediciones suben en ventas y estos escritores comienzan a traducirse y por tanto a divulgarse fuera del mercado hispano.“ (Barrera, 2003: 60)

In Bezug auf die formalen Innovationen der *nueva novela* muss auf den *realismo mágico* verwiesen werden, der ein großes Lesepublikum faszinierte, da „von dieser Art des Schreibens [...] der indigene und afrikanische Einfluss aufbereitet [wurde], ohne daß stereotype regionalistische Bilder die Erzähldynamik einschränkten.“ (Ertler, 2002: 200) Außerdem zeichnen sich die Romane des Booms durch narrative und sprachliche Experimente aus, die einen Bruch mit dem etablierten Kanon bedeuteten. Besonders die Abwendung von simplen, linearen Erzählstrukturen hin zu komplexen Erzählszusammenhängen erforderte eine Eigenleistung seitens der RezipientInnen. Ebenso charakteristisch ist die Selbstreferentialität, sprich das Thematisieren von Sprache und Literatur durch Sprache (vgl. Ertler, 2002: 200f.; vgl. Standish, 1997: 133).

8.3 Der Post-Boom und die *Generación del 70*

In den 1970er Jahren zeichnet sich im Zuge der „postmodernen Ästhetik“ ein Abflachen der Boom-Literatur ab; in der anschließenden Phase des Post-Booms erfährt die spanischsprachige Literatur der Karibik eine beachtliche Rezeption, so dass auch die narrativen Gattungen in Puerto Rico einen Aufschwung erleben (Ertler, 2002: 282).

In der puerto-ricanischen Diskussion findet auf wissenschaftlicher und auf literarischer Ebene eine Neubewertung der Geschichte statt. Ein Thema, das bereits in der Phase des Booms

präsent war, jetzt allerdings durch den historischen Roman intensiviert wird (vgl. Torres Caballero, 1997: 685). Puerto Rico und seine soziokulturelle Situation sind weiterhin das beherrschende Thema im *cuento* und im Roman; die literarische Auseinandersetzung mit der Insel findet jedoch aus einer distanzierten Perspektive statt, die durch ironische Kritik und parodistische Darstellungen der Gesellschaft erzeugt wird (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 270; vgl. Rivera de Álvarez, 1983: 749). Dies entspricht einer Desmystifizierung einer nationalen Identität, wie sie in den Literaturen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die das vergangene Puerto Rico der Kaffee- und Zuckerrohr Haciendas idealisierten, präsentiert wurde (vgl. Palmer-López, 2002: 159).

Abgesehen von den Stilmitteln der Ironie und Parodie übernehmen die puerto-ricanischen LiteratInnen Erzählverfahren, die den experimentellen Charakter der Boom-Literatur begründeten. Die lineare Erzählweise wird zugunsten einer fragmentierten aufgegeben, ebenso wird die allwissende Erzählinstanz häufig durch eine multiperspektive, polyphone Struktur ersetzt. Das Fantastische und Magische – typische Elemente der argentinischen Boom-Literatur – sind ebenfalls in den narrativen Werken präsent (vgl. Rivera de Álvarez, 1983: 751). Diese Beobachtung teilt auch Barradas, der festhält, dass die junge Generation sich mit „soluciones más imaginativas y fantásticas“ befasst (Barradas, 1976 zitiert in Palmer-López, 2002: 160).

Als weiteres Charakteristikum der neuen *Generación* muss die Fokussierung des Populären²⁶ sowie die Wertschätzung des afro-karibischen Elements als Bestandteil der puerto-ricanischen Kultur erwähnt werden (vgl. Torres Caballero, 1997: 685; vgl. Palmer-López, 2002: 161). Diese Öffnung zum karibischen Kulturraum und die Aufwertung populärerer Elemente ist auch vor dem Hintergrund der politischen Entwicklungen in den 1970er Jahren zu betrachten: es ist die Epoche des *Black Power Movement*, der zweiten Frauenbewegung, des Kampfes um Bürgerrechte im Allgemeinen (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 270). Im literarischen Text spiegelt sich das Interesse für die afro-kubanische Kultur und die Situation der sozial Schwächeren durch das Aufgreifen der gesprochenen Sprache wieder; die Oralität ist in vielen Werken ein wichtiges Stilmittel: „[El lenguaje de los sectores populares, Anm.] no aparecerá como elemento folclórico, sino entroncado como lenguaje natural, común y tan valioso como la lengua académica.“ (Ramos Rosado, 1999: 81)

²⁶ Die Aufwertung der Populärkultur ist ein Phänomen, das das postmoderne Denken im Allgemeinen kennzeichnet: „Während die Postmoderne in vieler Hinsicht als Fortsetzung und Radikalisierung der in der Moderne angelegten Erkenntniskepsis und Repräsentationskrise gesehen werden kann, markiert sie andererseits den Bruch mit dem elitären Kunstverständnis und Wissensbegriff der Moderne: ‚Hochkultur‘ und Populärkultur greifen ineinander, eine Vielzahl von Minderheiten- und Subkulturen stellen dominante Wertmaßstäbe und Konzepte in Frage, [...]“ (Mayer, 1998: 438)

Ferner beeinflusst der Aufschwung des Feminismus die literarische Produktion; die Präsenz von puerto-ricanischen Autorinnen im Bereich der Prosa ist ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal zur *Generación del 50*. Diese „corriente femenina-feminista“ zeichnet sich durch ihre literarische Auseinandersetzung mit der Position der Frauen sowie deren Möglichkeiten in den verschiedenen sozialen Gruppen aus (Palmer-López, 2002: 162). Ramos Rosado erklärt, dass die weiblichen Figuren in der Erzählliteratur der 1970er Jahre eine innovative Wende repräsentieren: „Una de las características predominantes en este nuevo grupo de narradores son los personajes femeninos que forman parte de los cuentos.“ (Ramos Rosado, 1999: 80). Der Bruch mit dem patriarchalen Kanon offenbart sich auch in den stilistischen Mitteln, die die weiblichen Autoren in ihren literarischen Texten anwenden. Sie greifen auf ironische, fantastische sowie humorvolle Elemente, die Introspektion und eine poetische Sprache zurück, um neue Ausdrucksmöglichkeiten zu schaffen (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 273f.; Torres Caballero 1997: 685).

8.4 Puerto-ricanische Literatur in den USA: *neorrican/ nuyorican*

Aus diesen Überlegungen folgt, dass die puerto-ricanische Literatur vielstimmig wird – nicht nur verschiedene Bevölkerungsgruppen erhalten mehr Präsenz in der innertextuellen Welt, auch die englische Sprache gewinnt an Bedeutung (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 271). Das Englische als Ausdrucksmittel ist auf die enge politische, wirtschaftliche und kulturelle Verbindung zwischen den USA und Puerto Rico zurückzuführen. Bei einer Diskussion der puerto-ricanischen Literatur des 20. Jahrhunderts können die ‚Exilliteratur‘ beziehungsweise die in Englisch verfassten Werke nicht außer Acht gelassen werden.

Durch die massive Auswanderung von Puerto-RicanerInnen ab den 1930er Jahren entwickelt sich in den USA eine eigene Kultur, die mit den Begriffen *neorrican* oder *nuyorican* bezeichnet wird. Diese Termini kamen in den 1970er Jahren auf und dienten der Benennung von Puerto-RicanerInnen, die entweder in New York geboren oder aufgewachsen waren, sowie ihrer literarischen Werke. Diese wurden meist in Englisch oder Spanglish verfasst (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 279). Ein immer wiederkehrendes Thema in den Erzählungen und Romanen, die im Kontext der puerto-ricanischen Community entstanden, war die Frage nach Identität und Herkunft:

Starting around 1960, Spanish-Caribbean literature in the United States would have its own identity crisis as one of its central themes. In this period, the Dominicans, Puerto Ricans, and the Cubans – [...] – would ask themselves what they were and how they had come to be what they were. (Barradas, 1998: 13)

Die Literatur der *neorricans* bzw. *nuyoricans* war auch ein Medium des Protests; ein Anschreiben gegen Armut und Diskriminierung – zwei Erfahrungen, die viele puertoricanische Emigranten in der neuen Heimat machten. Ein Beispiel hierfür ist der Roman *Down These Mean Streets* von Piri Thomas, der seine Erlebnisse im *barrio* in New York literarisch verarbeitet. Er schildert das *barrio* einerseits als Ort der Solidarität und gemeinsamen kulturellen Identität, andererseits aber auch als Schauplatz für kriminelle Handlungen, Drogenmissbrauch und Armut (vgl. Gewecke, 2007: 260).

Bis in die 1990er Jahre wanderten zahlreiche puerto-ricanische SchriftstellerInnen in die USA aus und publizierten dort, in den letzten zwanzig Jahren zeichnet sich ein Gegentrend ab: in Puerto Rico verfassen Zurückgekehrte – wie etwa Rosario Ferré – ihre literarischen Werke aus Vertriebsgründen in englischer Sprache und rufen damit eine Kontroverse hervor, die wiederum auf identitären Motiven basiert (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 279).

8.5 Literatur von Frauen in Puerto Rico: Rosario Ferré und Magali García Ramis

Nach den einführenden theoretischen Aspekten zur Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts in Puerto Rico, widmet sich das folgende Kapitel zwei Autorinnen der *Generación del 70*: Rosario Ferré und Magali García Ramis. Hierbei sollen relevante Informationen bezüglich ihrer Autobiographie sowie ihrer literarischen Laufbahn angeführt werden, die für die Analyse der Werke interessant sind.

8.5.1 Biographische Informationen

Rosario Ferré und Magali García Ramis veröffentlichen beide 1976 ihre ersten Sammlungen von Kurzgeschichten: erstere unter dem Titel *Papeles de Pandora*, letztere unter *La familia de todos nosotros* (vgl. García-Calderón, 2008: 193; vgl. Erro-Peralta, 2008: 176). Mit ihren Erstlingswerken reihen sie sich in die Schreibtradition der *Generación del 70* ein, bearbeiten innerhalb fiktionaler Welten den postkolonialen Status ihrer Heimat, die Konstruktion von nationaler und sozialer Identitäten sowie eine daraus folgende genuin puerto-ricanische Kultur. Für die Auseinandersetzung mit diesen Thematiken wählen sie jedoch unterschiedliche Instrumente und Mittel (vgl. Acevedo, 1991: 29f.; vgl. Murphy, 1997: 308). Die Differenzen, die sich bei der Lektüre ihrer *cuentos* und Romane herauskristallisieren,

resultieren zum Teil aus ihren Backgrounds: Ferré (geboren 1942²⁷) wuchs als Tochter einer wohlhabenden Familie auf, der Vater war im Industrie- und Bankenwesen Puerto Ricos eine einflussreiche Persönlichkeit und hatte in der Politik als Gouverneur von 1968 bis 1972 eine führende Position inne. Sie lernte daher die Perspektive der landbesitzenden, reichen ‚Elite‘ des Landes aus nächster Nähe kennen (vgl. Erro-Peralta, 2008: 176; vgl. Murphy, 1997: 308). Ferré distanzierte sich aber im Laufe ihrer Ausbildung kontinuierlich von den Werten und Überzeugungen, die innerhalb ihrer sozialen Gruppe galten: „[...] figura pública desde su adolescencia, asimila el estilo de vida de su clase para luego rechazarlo en un gesto que produjo cierta conmoción en el país.“ (Acevedo, 1991: 31) Sie studierte zunächst in Puerto Rico, ging dann in die USA, um dort ihren Abschluss am Manhattenville College zu machen. Anschließend kehrte sie wieder auf die Insel zurück, setzte ihr Studium der Literaturwissenschaften fort und veröffentlichte parallel die Literaturzeitschrift *Zona de carga y descarga*, die ein wichtiges Medium für die junge Generation von AutorInnen war und auch der „difusión de las nuevas tendencias“ diente (Ramos Rosado, 1999: 27; vgl. Erro-Peralta, 2008: 176). Ferré publizierte 1976 ihre erste Sammlung von Kurzgeschichten (*Papeles de Pandora*), daran schlossen sowohl Veröffentlichungen von Gedichtbänden (*Fábulas de la garza desangrada*, 1982) als auch Romane (*Maldito Amor*, 1986; *La casa de la laguna*, 1995; u.a.) an. Zudem schrieb sie zahlreiche Essays, verfasste Literaturkritiken und Kinderliteratur. Sie lebt und arbeitet in Puerto Rico (vgl. Murphy, 1997: 308-310)

Magali García Ramis (geboren 1946) wurde hingegen von ihrer berufstätigen Mutter großgezogen, gehörte der sozialen Mittelschicht an und war eng in deren großen Familienverband eingebunden. Sie besuchte eine katholische Privatschule, in der der Fokus auf US-amerikanische Inhalte und die englische Sprache gelegt wurde. Die Autorin gab selbst in mehreren Interviews an, dass sie in dieser Zeit hauptsächlich in Englisch las und schrieb; sie hatte einen weniger engen Bezug zum Spanischen, obwohl es innerhalb ihrer Familie gesprochen wurde. Sie absolvierte ein Geschichtestudium an der Universität von Puerto Rico und arbeitete als Redakteurin für eine Tageszeitung. Im Jahr 1968 zog García Ramis nach New York, studierte dort Journalismus und kam mit lateinamerikanischen Studierenden und in weiterer Folge mit der Boom-Literatur in Kontakt (vgl. García-Calderón, 2008: 193). Diese Phase wird in der Sekundärliteratur als besonders relevant für ihre persönliche Entwicklung bewertet: „At 22, she began to understand her identity as a Puerto Rican, Caribbean, and a

²⁷ Bezüglich ihres Geburtsjahrs gibt es unterschiedliche Informationen: bei Murphy (1997: 308) ist als Geburtsjahr 1942 angegeben, bei Erro-Peralta (2008: 176) hingegen das Jahr 1938, bei Flores (1983: 221) wiederum 1940.

Latin American.“ (García-Calderón, 2008: 193) Nach drei Jahren in der puerto-ricanischen Heimat, begann sie in Mexiko ein weiteres Studium; dieses stand nun in engem Zusammenhang mit ihren kulturellen Wurzeln: Filosofía y Letras en Estudios Latinoamericanos (vgl. Flores, 1983: 259). 1976 veröffentlichte das Instituto de Cultura Puertorriqueña García Ramis Kurzgeschichten unter dem Titel *La familia de todos nosotros*, darauf folgte 1986 ihr erster Roman *Felices días, tío Sergio*. Neben ihrer Arbeit als Autorin, ist sie als Universitätsprofessorin tätig (vgl. Flores, 1983: 259f.; vgl. García-Calderón, 2008: 193f.).

8.5.2 Stilmittel, Techniken und Themen

Wie bereits angedeutet weisen die literarischen Werke dieser beiden Schriftstellerinnen grundlegende Unterschiede bezüglich Stilmittel und Techniken auf (vgl. Acevedo, 1991: 30). Rosario Ferré konzentriert sich in ihren fiktionalen Texten überwiegend auf das gut situierte Bürgertum, stellt dieses aber auf eine negative, ablehnende Weise dar und kritisiert die Werte dieser gesellschaftlichen Gruppe vehement. Sie verwendet eine experimentelle Sprache – greift auf Symbole, Bilder, intertextuelle Bezüge, etc. – zurück, um ihre subjektive Wahrnehmung der Dinge auszudrücken (vgl. Acevedo, 1991: 30f.). Außerdem zeichnet sich ihr Stil durch humorvolle Anspielungen, Ironie und Parodie aus, womit sie zugleich die etablierten Literaturkonzepte hinterfragt und eine innovative Sprache entwirft. Rivera de Álvarez postuliert die Vielfalt an technischen Verfahren, die Ferré zur Dekonstruktion der heilen bürgerlichen Welt in Puerto Rico einsetzt:

[D]esdoblamientos de personajes, retrospectivas, punto de vista cambiante, mitificación de la realidad, juegos metafóricos, intercalación en el cuerpo narrativo de materiales fragmentarios tomados de periódicos: reseñas sociales, recortes, y también notas al calce de las fotos de un álbum, notificaciones sociales de nacimientos. (Rivera de Álvarez, 1983: 764)

Durch die zahlreichen innertextuellen Bezüge und Anspielungen auf andere Werke der Literaturgeschichte, ist der Leser/ die Leserin bei der Lektüre stets zum Mitdenken angeregt. Acevedo konstatiert, dass Ferré die Grenzen einer möglichst ‚realistischen‘ Schreibweise ständig überschreitet, da sie fantastische und groteske Elemente in ihre Texte einfließen lässt, die die für ihre Schreibweise charakteristische Ironie und Satire erzielen (vgl. Acevedo, 1991: 32). All diese Stilmittel und Techniken, die Ferrés Werke auszeichnen, weisen auf ihre genaue Kenntnis der Boom-Literatur hin, mit deren UrheberInnen sie im Dialog stand. Auch die Auswahl des Themas für ihre Dissertation bestätigt Ferrés Interesse für den

experimentellen Umgang mit Sprache; sie analysierte die *cuentos* von Julio Cortázar und veröffentlichte ihre Ergebnisse unter dem Titel *Cortázar: El romántico en su observatorio* (1999) (vgl. Palmer-López, 2002: 165).

Hinsichtlich der zentralen Thematiken muss festgehalten werden, dass Rosario Ferré – abgesehen von ihrer Kritik an den sozialen Unterschieden in Puerto Rico – insbesondere aufgrund ihrer Beschäftigung mit der Rolle der Frau bekannt geworden ist. Die Situation der Frauen ist hierbei von LiteraturkritikerInnen häufig als Symbol für die Situation Puerto Ricos interpretiert worden.

Podemos afirmar, entonces, que el enfoque temático de la obra de Rosario Ferré se polariza, básicamente, a través, de dos vertientes políticas: exponer la situación sociopolítica de la mujer en la sociedad patriarcal y ofrecer la mujer puertorriqueña como alegoría de la situación política de la isla de Puerto Rico. (Palmer-López, 2002: 169)

Sowohl in ihren Prosawerken als auch in ihren Gedichten nimmt Ferré bewusst veränderte Zuschreibungen von Geschlechtsattributen vor und entwirft konträre Modelle der weiblichen Sexualität. So verfügen Protagonistinnen beispielsweise über einen Männerharem und werden bei Sexualakten als aktive Parts konzipiert. Auch die ‚typischen‘ weiblichen Körperbilder dekonstruiert Ferré, indem sie die Frauen mit androgynen Zügen ausstattet. Sie schreibt Stereotypen um und enthüllt dadurch „that we are all written by language“²⁸ (vgl. Murphy, 1997: 309). In vielen Werken präsentiert Ferré die Situation der Frauen auf dramatische, überspitzte Weise und inszeniert die weiblichen Figuren als Opfer einer machistischen Gesellschaft (vgl. Acevedo, 1991: 31). Nicht nur auf inhaltlicher Ebene modifiziert Ferré dominante Geschlechterkonzepte – und vor allem Frauenbilder; sie distanziert sich auch von der als ‚weiblich‘ geltenden literarischen Gattung, der Poesie, und beansprucht die Kurzgeschichte, den Roman, ebenso wie den Essay für sich. Dadurch hinterfragt sie den etablierten Literaturkanon und die daraus resultierenden Implikationen für das Schreiben von Frauen (vgl. Palmer-López, 2002: 168).

Magali García Ramis ist ebenfalls der „corriente femenina-feminista“ der 1970er Jahre (Palmer-López, 2002: 162) zuzuordnen, weil sie sich in ihren Publikationen Familienmodellen, Geschlechterrollen und Geschlechtsperformativitäten in Puerto Rico annähert (vgl. García-Calderón, 2008: 193). Die Familie fungiert hierbei häufig als

²⁸ In diesem Ansatz, dass Realität – und konsequenterweise Geschlechtskonstruktionen – Resultate von Sprechakten sowie sozialen Handlungen sind, stimmt Rosario Ferré mit Judith Butlers Denkanatz überein, vgl. siehe Kapitel 4

Mikrokosmos der puerto-ricanischen Gesellschaft, dies zeigt der Titel ihrer ersten Veröffentlichung: *La familia de todos nosotros* (vgl. Acevedo, 1991: 29). Wie auch Ferré thematisiert García Ramis die Lebensumstände und Möglichkeiten von Frauenfiguren, tut dies jedoch mit gänzlich anderen sprachlichen Mitteln: „[...] introduce la condición de la mujer de una forma natural, en un tono menor que resulta, sin embargo, afirmativo.“ (Acevedo, 1991: 30f.) Außerdem bewegen sich ihre ProtagonistInnen meist in der sozialen Mittelschicht und verkörpern einen modernen Frauentypus, der in der Berufswelt agiert (vgl. Caballero Wangüemert, 2008: 276).

Die Autorin García Ramos nimmt häufig eine ironische und kritische Haltung gegenüber der religiösen Scheinheiligkeit, der konservativen Grundhaltung und dem Konsumverhalten ein, wirkt dabei aber nicht verurteilend. Ihre Ausdrucksweise ist natürlich und ohne komplexe Stilmittel, die das Verständnis erschweren. Die Experimentierfreudigkeit, die charakteristisch für Rosario Ferré ist, tritt bei García Ramis in abgeschwächter Form auf: sie entwickelt in einigen Werken ebenfalls eine komplexe Erzählstruktur, die auf Zeitsprüngen und Perspektivenwechseln basiert, ihre Texte sind jedoch für den Rezipienten/ die Rezipientin einfacher nachzuvollziehen (vgl. Acevedo, 1991: 29f.). Es überwiegen Erzählungen aus der Ich-Perspektive weiblicher Figuren, wobei die Retrospektive ein häufig eingesetztes Erzählverfahren ist, um deren Erinnerungen und Entwicklungen darzulegen (vgl. Rivera de Álvarez, 1983: 898).

Wie bereits angedeutet, sind die Familie, die Geschlechterrollen, aber auch die puerto-ricanische Kultur und Identität zentrale Gegenstände in den Erzählungen García Ramis'. Sie verarbeitet ebenso reale politische Ereignisse und Entwicklungen der Insel in ihren Fiktionen. So finden der Vietnamkrieg, politische Verfolgungen und die zunehmende Amerikanisierung Puerto Ricos Eingang in die literarischen Texte (vgl. Acevedo, 29f.). In der Sekundärliteratur wird darauf hingewiesen, dass sie den paternalistischen Diskurs dekonstruiert, da sie homosexuelle männliche Figuren entwirft. Sie stellt dem patriarchalen Kanon somit ein konträres Modell gegenüber und ersetzt die traditionelle Machtposition in Form des Ehemannes/ Vaters, wie auch bei der Analyse des Romans *Felices días, tío Sergio* noch im Detail besprochen wird (vgl. Torres Caballero, 1997: 685).

9 Rosario Ferré: *Maldito Amor* (1986)

Die erarbeiteten theoretischen Zugänge sowie die historischen Entwicklungen sollen nun bei der Analyse der Romane *Maldito Amor* und *Felices días, tío Sergio* zur Beantwortung der Forschungsfragen herangezogen werden.

Diese beziehen sich auf zwei zentrale Thematiken: zum einen auf die Konstruktion von ethnischen, kulturellen und geschlechtsspezifischen Identitäten in einem postkolonialen Kontext, die durch diskursive und nicht-diskursive Praktiken erzeugt werden. Hierbei sollen identitätsstiftende Zuschreibungen und performative Handlungen näher beleuchtet werden. Zum anderen auf die Macht- und Sprechpositionen, die in den innertextuellen Welten von den Autorinnen konzipiert werden. Damit soll nachvollzogen werden, welche strategischen Machtpositionen die Figuren einnehmen und wie soziale Hierarchisierungen geschaffen werden.

In *Maldito Amor* erzählt Rosario Ferré die Geschichte der kreolischen Familie De la Valle, die ihren Lebensunterhalt mit der Zuckerproduktion verdient. Beginnend im Jahr 1898 – und somit der US-amerikanischen Invasion – schildert sie, wie die zwei nachfolgenden Generationen von Elvira De la Valle und Julio Font die sozio-politischen Umbrüche erleben. Der gemeinsame Sohn Ubaldino führt die Hacienda mit seiner Ehefrau Laura erfolgreich weiter; die Söhne Nicolás und Arístides buhlen zunächst um die Nachfolge, doch durch die Hochzeit des Erstgeborenen mit der *mulata* Gloria und seinem mysteriösen Tod kurz darauf, entzweit sich die Familie. Schließlich hoffen Arístides und seine vier Schwestern auf die Erbschaft, doch Laura bevorzugt in ihrem Testament die Schwiegertochter Gloria.

Die Zuckerrohrfabrik fungiert hierbei als Schauplatz der familiären und politischen Streitigkeiten sowie als Mikrokosmos der puerto-ricanischen Gesellschaft. Es werden verschiedene sozialen Gruppen in die Handlung eingebunden: neben der ‚weißen‘ Oberschicht spielen Gloria, eine *mulata* bescheidener Herkunft, sowie Titina – eine Hausangestellte afrikanischen Hintergrunds – zentrale Rollen.

9.1 Sprechpositionen im Roman

Die kulturelle Identität Puerto Ricos wird von Rosario Ferré nicht als abgeschlossene, bestehende Entität dargestellt; vielmehr treffen in ihrem Roman *Maldito Amor* verschiedene Elemente, Diskurse, Traditionen und Muster aufeinander, die schließlich zu einem komplexen Geflecht zusammenwachsen. Sie greift häufig auf historische Ereignisse zurück, um diese Heterogenität zu erklären und benennt somit einzelne Faktoren, anhand derer *lo*

puertorriqueño konstruiert wird. Auch die individuellen Identitäten der Figuren setzen sich aus einer Vielzahl an Elementen zusammen, wobei in besonderem Maße ethnische und geschlechtsspezifische Merkmale zum Tragen kommen. Es gilt jedoch zu sagen, dass Ferré mit ihrer Erzähltechnik eine dekonstruktive Lektüre nahelegt, da sie verschiedene Perspektiven und Stimmen entwirft, die sich gegenseitig widersprechen. Dadurch werden die Identitäten der Agierenden als vielschichtige, diskursive Konstruktionen offen gelegt.

Um die verschiedenen Versionen der Familiengeschichte und die inhaltlichen Kontradiktionen – je nach Erzählperspektive – nachvollziehen zu können, ist es notwendig, in einem ersten Schritt die Sprechpositionen innerhalb des Textes zu erläutern. Die fragmentierte, multiperspektive Erzählweise stellt – wie bereits erwähnt – ein charakteristisches Verfahren der postmodernen, postkolonialen Literatur dar. Rosario Ferré entwickelt einen Plot, der auf fünf unterschiedlichen Erzählstimmen basiert.

Als erste Erzählhaltung ist der Rechtsanwalt Don Hermenegildo Martínez zu erwähnen, ein alter Freund Ubaldinos, der einen Roman über die Familiengeschichte verfasst. Rosario Ferré inszeniert bestimmte Textpassagen als Ausschnitte aus dessen literarischem Werk. So etwa das erste Kapitel, welches sich mit der historischen Entwicklung Puerto Ricos beschäftigt und aus der „wir-Perspektive“ geschildert wird.

El en pasado los guamaneños nos sentíamos orgullosos de nuestro pueblo y de nuestro valle. Desde los riscos almagrados que se deshacen en llanto a nuestro alrededor todos los días a las tres de la tarde, cuando cae el aguacero de rigor, nos gustaba contemplar, terminadas ya las labores de subsistencia del día, el correr de las nubes de pecho de paloma por sobre las calles meticulosamente limpias de nuestra población. (Ferré: *Maldito Amor*²⁹: 17)

Andere Teile des *plots* sind wiederum ich-Erzählungen aus der Sicht von Don Hermenegildo, der aus einem aktuellen Anlass Kontakt zur Familie De la Valle aufnimmt. Er kommentiert die Ereignisse und schildert die Vorgänge aus seiner Sicht:

Acaba de suceder algo extraordinario. Me encontraba ayer trabajando en mi novela sobre Ubaldino De la Valle, nuestro ilustre prócer, cuando Titina Rivera, la criada sempiterna de esa familia, entró en la oficina y me hizo un relato que me dejó boquiabierto. (MA: 35f.)

In diesem Zitat wird bereits auf eine weitere Erzählperspektive verwiesen – es handelt sich um die Figur Titina, die sich an Don Hermenegildo wendet. Ihre Sprechposition weist große

²⁹ Im Folgenden mit MA abgekürzt.

Differenzen im Gegensatz zu den männlichen, ‚weißen‘ Stimmen auf: ihr Bericht ist stark in der Oralität verankert, zeichnet sich folglich durch Repetitionen, Verschachtelungen und Einschübe auf.³⁰ Auch die direkte Anrede zu Beginn ihres Parts „Sí, señor, [...]“ (MA: 26) lässt auf eine mündliche Rede schließen.

Die Erzählweise von Arístides, dem zweitgeborenen Sohn Ubaldinos, zeichnet sich im Vergleich durch eine gehobene Sprache aus; der Satzbau ist durchwegs korrekt und es finden sich keine Wiederholungen, die auf eine mündliche Rede schließen lassen würden. Ausschließlich die direkte Ansprache seines Gegenübers macht deutlich, dass es sich um einen oralen Bericht handelt. „Le agradezco profundamente que haya venido a vernos, Don Hermenegildo, [...]“ (MA: 45)

Ferner liefert Doña Laura einen Beitrag zur Handlung, indem sie auf dem Sterbebett ihre persönliche Fassung der Geschehnisse erzählt. Ihre Informationen beschränken sich aber nicht auf die mündliche Erzählung, sie hat ebenfalls Zugang zur Schriftlichkeit, da sie das entscheidende Testament verfasst hat. Sie erzählt von ihrem Leben als Ehefrau des Senators Ubaldino De la Valle und erläutert die Vorkommnisse, die zu ihrem Entschluss, Gloria die Hacienda zu vererben, führten.

Die letzte Figur, deren Stimme inszeniert wird, ist Gloria. Sie verweigert jegliche mündliche Konversation mit Don Hermenegildo, das Ende des Romans wird aber aus ihrer Perspektive dargestellt. An Titina gerichtet, prangert sie die den Autor als Lügner an: „Ustedes, con su fe inquebrantable en el niño Ubaldino y en Don Hermenegildo Martínez, el novelista más embustero de Guamaní.“ (MA: 85) (vgl. zu den Erzählperspektiven Forcinito, 2004: 44-48).

Interessant bei der Aneinanderreihung dieser Erzählperspektiven ist die Häufigkeit der Erzählungen in der ersten Person. Dadurch ist nicht ersichtlich, welche gesellschaftliche Position die sprechende Figur innehat. Diese Beobachtung teilt auch Murphy in ihrer Analyse: „The appropriation of voice, via the specificity of first person accounts and previously absent racial and class markers, signals the problematics of identity.“ (Murphy, 1997: 309)

Die Aufzählung der Sprechpositionen zeigt, dass Don Hermenegildo über eine autoritäre Stimme im literarischen Text verfügt, weil er sich in der Schriftlichkeit bewegt. Dennoch weist Rosario Ferré auch den weiblichen Figuren in ihrem Roman gewichtige Stimmen zu, die zu Wort kommen und die Autorität des ‚offiziellen‘ Erzählers untergraben. Sie zerstören das idealisierte Bild, das Don Hermenegildo von Ubaldino und dessen Familie kreiert³¹.

³⁰ Als Beispiele hierfür: „Tantos años de servicio, dígame usted, tantos años de estar preocupándose por la Señora Laura, [...]“ (MA: 28)

³¹ Don Hermenegildo entwirft in seinem Roman das Bild eines Helden: „Toda nación que quiera llegar a serlo necesita sus líderes, sus caudillos preclaros, y, de no tenerlos, le será necesario inventarlos. Este no es,

Sowohl Titinas als auch Glorias Bericht beschränken sich auf die mündliche Rede. Doña Laura als Ehefrau des Haciendabesitzers, ergreift aber die Möglichkeit, ihren Willen in einem schriftlichen Dokument festzuhalten. Letztlich sind es die weiblichen Protagonistinnen, die nicht nur reden, sondern tatsächlich aktiv werden – sei es nun in Form eines Testaments, das den weiteren Verlauf der Zuckerfabrik maßgeblich verändert, oder in Form der Brandstiftung am Ende des Romans.

Wie eingangs bereits angedeutet, widersprechen sich die Berichte der einzelnen Figuren gegenseitig, so dass Brüche in der Handlung entstehen, die unterschiedliche Interpretationen zulassen. Don Hermenegildo stellt etwa die Aussagen von Arístides infrage:

Aquella imagen de Nicolás como un degenerado y de Ubaldino como un ser destruido, arrasado por la enfermedad y la desilusión, me resultó devastadora. [...] Aquella historia me contaminaba, me hacía a mí también cómplice de la corrupción más vil, y me negué de plano a creerla. (MA: 59)

An anderer Stelle zweifelt er Titinas Bericht an und wertet den Diskurs der Hausangestellten ab: „A pesar de que dudo lo que Titina me ha insinuado sea cierto, he decidido acudir mañana a casa de los De la Valle, [...]” (MA: 36)

Die Beschreibungen und Charakterisierungen der einzelnen Persönlichkeiten werden durch die Diskrepanz der unterschiedlichen Erzählperspektiven ad absurdum geführt. Wie im nächsten Kapitel anhand von Textpassagen deutlich wird, haben die widersprüchlichen Positionen nicht nur auf inhaltlicher Ebene Konsequenzen; auch für die Identitätskonstruktionen der Figuren ist die Multiperspektivität von großer Relevanz. Die Zuschreibungen und Charakterisierungen erfolgen nämlich von völlig unterschiedlichen Standpunkten aus.

9.2 Identitätskonstruktionen: *La puertorriqueñidad*

Das erste Kapitel, das als Parodie der *novela de la tierra* zu lesen ist³², dient bereits der Inszenierung einer zerrissenen Gesellschaft, die auf keine einheitliche nationale Identität zurückblicken kann. Hierfür umreißt Ferré zunächst in literarischer Form den historischen Verlauf der Besiedlung der Insel. Sie rekurriert auf die autochthonen Wurzeln in einer

afortunadamente, nuestro caso. Guamaní cuenta con Ubaldino De la Valle, cuya insigne historia me he propuesto relatar aquí.” (MA: 36)

³² Rosario Ferré weist selbst im Vorwort zu *Maldito Amor* darauf hin: „*Maldito Amor* intentó ser, entre otras cosas, una parodia de la novela de tierra. Desde Andrés Bello hasta las novelas de hace sólo cincuenta años el concepto de nacionalidad, así como de una cultura latinoamericana, se encontró ligado profundamente a la naturaleza; o más bien a la imagen literaria que la literatura proyectaba de ella.” (MA: 9) Ferré übt demnach Kritik an einer Literatur, die die puerto-ricanische Kultur und Geschichte ausschließlich anhand der Natur sowie der Landschaft konstruiert.

vorspanischen Zeit, schildert die Besiedlung durch die SpanierInnen und die Ankunft der afrikanischen ZwangsarbeiterInnen. Ferré arrangiert diesen historischen Rückblick als Teil des Romans im Roman, den Don Hermenegildo verfasst. Dennoch dekonstruiert sie die idyllische Beschreibung der Insel, ihrer typischen Landschaften und Pflanzen, indem sie kritische Bemerkungen einfügt. Diese können als Hinweise auf die tatsächlichen Lebensumstände gelesen werden.

Sie entwirft folglich ein Bild Puerto Ricos, das den Darstellungen in den *novelas* des 19. Jahrhunderts entspricht, entlarvt es aber zugleich als Farce. So zählt sie die Menge an tropischen Gewürzen, Gemüsesorten und Obstarten auf, um gleichzeitig die unmenschlichen Lebensbedingungen der indigenen Bevölkerung nach Ankunft der SpanierInnen zu erwähnen: „[...] la yuca brava y la suicida, la violeta y la traidora, cuyo zumo los guamaneños bebieron en el pasado para escapar a las torturas de los españoles [...]“. (MA: 18) Ferré zerstört mit dieser Vorgehensweise das paradiesische Bild der Tropeninsel nicht nur durch inhaltliche Diskrepanzen, sondern auch durch den intertextuellen Bezug auf die *novela de la tierra*. In Don Hermenegildos Version ist die Gewalt gegenüber den afrikanischen und indigenen ZwangsarbeiterInnen ein Teil der puerto-ricanischen Vergangenheit; er verurteilt diese laut Susan Divine jedoch nicht: „[...] su voz narrativa la [violencia, Anm.] incorpora como parte de la historia idealista.“ (Divine, 2004: 74)

Der letzte Absatz des ersten Kapitels unterstreicht die Ambivalenz der vorhergehenden Aussagen, in dem er nochmals die Idylle der Vergangenheit hervorhebt, gleichzeitig die durch die US-amerikanische Herrschaft ausgelöste Hölle beschreibt:

Hoy todo ha cambiado. Lejos de ser un paraíso, nuestro pueblo se ha convertido en un enorme embudo por el cual se vierte noche y día hacia Norteamérica el aterrador remolino de azúcar que vomita la Central Ejemplo. (MA: 19)

Durch den Wechsel der *soberanía* verwandelt sich die Insel in der Darstellung Don Hermenegildos in eine Hölle. Diese ablehnende Haltung gegenüber den USA wird von den zwei männlichen Erzählinstanzen – Don Hermenegildo und Arístides – eingenommen, die ihre Identität als Puertoricaner durch die Abgrenzung gegenüber der US-amerikanischen Kultur erzeugen. So zeichnet der Anwalt ein Gespräch zwischen Don Julio Font und einem Freund nach, der die Insel verlassen möchte. Darin kritisiert er die Amerikanisierung, die durch die Militärregierung vorangetrieben wird:

„–No quiero que a mi familia y a mí nos vuelvan orgánicamente diferentes. –Don Rodobaldo se refería a la campaña furibunda que había montado el nuevo

gobernador de la isla para americanizar a los habitantes, sólo unos meses antes de proclamarse en ley el Acta Jones.” (MA: 38)

Außerdem beschwerten sich die beiden Figuren über das fehlende Mitspracherecht der Puerto-RicanerInnen sowie die Dominanz der US-amerikanischen Regierung; sie halten fest, dass „[...], aunque los puertorriqueños gobiernen, los norteamericanos mandan, [...]“. (MA: 39) Arístides wertet die Situation der Insel unter amerikanischer Herrschaft ebenfalls bedenklich; er nimmt eine ambivalente Position ein: einerseits beharrt er auf seinen hispanischen Wurzeln, andererseits ist wirtschaftlicher Erfolg nur durch Zusammenarbeit mit den US-AmerikanerInnen möglich. „El secreto, lo aprendí durante mis años en la universidad, estaba en mecanizarse, en hacerse amigo de los norteamericanos y en economizar, [...]“. (MA: 50) Um die Zuckerrohrfabrik fortzuführen ist er sogar bereit, die englische Sprache zu erlernen, der er ablehnend gegenübersteht. Er gibt hierbei einen Teil seiner puerto-ricanischen Identität auf und träumt schließlich sogar in der Fremdsprache: „[...], y por ello estudiaba inglés, me aprendía de memoria todas las nuevas técnicas en esa lengua grosera y bárbara; y no cejé en mis esfuerzos hasta que llegué por fin a soñar en ella.“ (MA: 50)

Titina schildert in ihrem Gespräch mit Don Hermenegildo die Befüchtung von Ubaldino, die US-Amerikaner könnten ihm etwas wegnehmen: „Nunca pudo comprender por qué el Cristo del Gran Poder nos había enviado a aquellos extranjeros, [...], a quitarnos el nuestro.“ (MA: 33) Hierin zeigt sich die Ablehnung der reichen Oberschicht gegenüber der neuen politischen Macht auf der Insel.

9.3 Kulturelle Selbstbilder und Geschlechteridentitäten der Figuren

Bei der Analyse der Figuren sowie der Faktoren, die dem Prozess der Identitätsbildung zugrunde liegen, werde ich in einem ersten Schritt auf die männlichen Charaktere der verschiedenen sozialen und ethnischen Gruppen eingehen. Anschließend untersuche ich die weiblichen Figuren und deren Interaktionen mit den Protagonisten.

9.3.1 Die männlichen Figuren im sozialen Gefüge

Die männlichen Figuren, die im Roman vorkommen zeichnen sich durch ihre Zugehörigkeit zur kreolischen ‚Elite‘ Puerto Ricos aus: Don Julio, sein Nachfahre Ubaldino sowie dessen Söhne Arístides und Nicolás.

Don Julio Font, der die junge Elvira De la Valle – ein Mädchen aus ‚gutem Hause‘ – umschwärmt und schließlich heiratet, wird als „español prestigioso“ (MA: 19) aus der Gegend von Lérida dargestellt. Er entspricht in der offiziellen Romanversion Don Hermenegildos den

Vorstellungen einer ausgezeichneten Partie: „Don Julio, además de bien parecido, era un hombre trabajador, que podía llegar a ser algún día un buen administrador de la Central Justicia.“ (MA: 21) Innerhalb der Familie De la Valle wird vermittelt, bei ihrem Vorfahren Julio Font handele es sich um einen attraktiven Spanier bis Laura – die Ehefrau des Enkels – die überlieferten Informationen hinterfragt:

Le comenté si recordaba el físico del aludido, porque según Ubaldino y las tías, había sido un hombre muy bien parecido, de tez blanca como la nata y los ojos de un dorado profundo, salpicados de un verdín cruel y sensual, y había sido por aquel porte de conquistador que Doña Elvira se había enamorado tan locamente de él. (MA: 74)

Hierbei werden die Normen und Werte ausgeführt, die bezüglich der physischen Attribute von Männern der sozial oberen Schichte gelten: die Attraktivität wird an der Hautfarbe („tez blanca como la nata“) gemessen, ebenso wie an den hellen Augen. Als weitere Referenz wird in diesem Kontext die spanische Vergangenheit verwendet, Julios Aussehen und Verhalten sind auf seine Vorfahren – die Eroberer – zurückzuführen. Don Julio beeindruckt angeblich durch seine körperliche Größe, er überragt andere und wirkt dadurch mächtig. Diese Überlegenheit setzt er bewusst ein, um andere einzuschüchtern. „Caminaba muy erguido, sacando pecho y moviendo con orgullo los hombros para destacar mejor su enorme altura.“ (MA: 40)

Physische Attribute werden verwendet, um Abgrenzungen und soziale Hierarchisierungen vorzunehmen: die unehelichen Kinder von Ubaldino, die er mit dunkelhäutigen Sklavinnen zeugte, werden von Arístides der Hacienda verwiesen und er instrumentalisiert ihre körperlichen Merkmale zur Abwertung: „[...] como algunos de nuestros peones más desidiosos eran hijos ilegítimos de papá, éstos eran gracias a su físico, fácilmente reconocibles (nariz de águila, cuello de toro, y pecho de tonel irredento), los hice despedir a todos, [...].“ (MA: 52) Sie sind in der Auffassung des ‚weißen‘, legitimen Sohnes in der sozialen Rangordnung niedriger gestellt und müssen seinen Anweisungen daher Folge leisten.

Hierin zeigt sich, wie physische Attribute und Zuweisungen das Selbstbild der sozialen Gruppen bedingen können. Die sozial dominante Gruppe der *criollos* wird auf andere Weise wahrgenommen als die ArbeiterInnen. Deren körperliche Merkmale werden als negativ inszeniert und fungieren als Mittel der Diskrimination. Während der kräftige Körperbau und das Auftreten von Don Julio als imposant gestaltet werden, dienen der „cuello de toro“ und die „pecho de tonel irredento“ der Stigmatisierung des arbeitenden Volkes.

Don Julio stimmt demnach mit dem Ideal des wohlhabenden Zuckerrohrfabrikanten überein, zumindest in der Version von Don Hermenegildo. In dessen Biographie manifestiert sich die Identität von Julio Font als bedeutender Geschäftsmann spanischer Herkunft durch bestimmte performative Verhaltensweisen und durch die explizite Abgrenzung gegenüber ‚Anderen‘.

Seine größte Leidenschaft ist das Dressurreiten mit *paso fino* Pferden, wodurch er Doña Elvira kennenlernt³³. Durch seine außergewöhnlichen Reitkompetenzen verschafft sich Don Julio – laut Don Hermengildos Perspektive – Respekt und Ansehen in der Stadt. Außerdem trägt Don Julio nur Leinenanzüge, um seine gesellschaftliche Position zur Schau zu stellen und seine Überlegenheit zu demonstrieren. Die Kleidung hat eine identitätsstiftende Wirkung inne, wie aus folgendem Zitat hervorgeht, das ein Zusammentreffen von Don Julio und US-amerikanischen Investoren schildert: „Había ensanchado el tórax en los últimos años y los trajes de hilo solían quedarle algo apretados, lo que destacaba aún más su enorme altura.“ (MA: 43) Im Gegensatz wird betont, dass sein amerikanischer Gesprächspartner Handschuhe aus Baumwolle, einen Zylinder und ein graues Jackett³⁴ anhat. Durch diese expliziten Verweise auf die unterschiedliche Kleidungsweise wird meines Erachtens die Diskrepanz zwischen der puerto-ricanischen und der US-amerikanischen Lebensart hervorgehoben.

Ebenso wird anhand von Don Julios Verhalten die kritische Haltung der kreolischen Grundgrundbesitzer gegenüber amerikanischen Erfindungen sowie Gepflogenheiten thematisiert. Die Angst um die eigene Kultur und Tradition zeigt sich in folgender Textpassage, in der Don Julio sich überwinden muss, ein typisch amerikanisches Getränk zu sich zu nehmen: „Don Julio, [...], y finalmente se acercó a la mesa donde se servían los refrigerios. El mozo le acercó una bandeja y bebió, haciendo un gran esfuerzo, una taza de punch color malva.“ (MA: 41)

Eine wichtige Kategorie, die das Selbstbild Don Julios maßgeblich beeinflusst, ist seine ethnische Zugehörigkeit. Er weist im Gespräch mit Doña Elvira darauf hin, dass die SpanierInnen unter viel schwierigeren Bedingungen leben und er daher abgehärtet ist: „ – Vivimos como reyes y no te das cuenta –le decía– . En las tierras de allá se vive con muchas más privaciones. Además, me consta por experiencia que la cariencia y el sacrificio son buenos para la salud del alma.“ (MA: 22) Als Spanier beansprucht er für sich eine Machtposition im sozialen Gefüge und demonstriert seine Handlungsfähigkeit, indem er seinen ArbeiterInnen das Gemeinschaftsland und somit die kleinen Fläche zum eigenen

³³ „Doña Elvira conoció a Don Julio, [...], en una exhibición de paso fino de Guamaní.“ (MA: 19f.)

³⁴ Das Tragen von feiner Kleidung formuliert Ferré wie folgt: „Mr. Irving se había quitado los guantes de algodón y, congestionado por el calor, se abanicaba ahora el rostro con el ala de su chistera.“ (MA: 43) Es wird außerdem betont, dass der Amerikaner durch seinen Kleidungsstil streng und starr wirkt: „Atónito, rígido dentro de la envoltura de granito gris de su chaqué, Mr. Irving se le quedó mirando, [...].“ (MA: 44)

Anbau wegnimmt. „Un día don Julio decidió que era necesario incrementar la producción de azúcar de la Central y ordenó que, en cada solar baldío, en cada huerto o conuco en los que antes los peones cultivaban su propio sustento, se sembrara más caña.“ (MA: 23)

Da sich im Verlauf der Handlung herausstellt, dass Don Julio kein hellhäutiger Spanier, sondern ein auf der Insel geborener *mulato* ist, sind diese Verhaltensweisen auch als Mimikry zu deuten. Don Julio übernimmt bestimmte Einstellungen und Handlungsweisen der gesellschaftlichen ‚Elite‘ Puerto Ricos, um sich eine Identität als Hacendado aufzubauen. Aufgrund seiner Herkunft und seiner Hautfarbe wirkt das nachahmende Verhalten jedoch befremdlich.

Sein Sohn Ubaldino wird auf ähnliche Weise präsentiert: ein wichtiger Politiker und Geschäftsmann, der auf seiner hispanischen Herkunft beharrt und sich gegen die US-amerikanische Lebensweise wehrt:

El Niño Ubaldino fue siempre un hombre digno, que se hubiese dejado cortar una mano antes de venderle una pulgada de tierra a los extranjeros. Del Destino Manifiesto, la política del „garrote grande“, el „American Army Mule“, y hasta el jabón Palmolive y el cepillo de dientes, pasaron a formar del vocabulario de odio [...]. (MA: 33)

Besonders die Betonung seiner Ehrhaftigkeit hebt die ablehnende Haltung der puerto-ricanischen Grundeigentümer gegenüber den AmerikanerInnen hervor.

Ubaldino wächst nach dem Tod seiner Mutter Elvira bei deren Tanten auf, während sein Vater Julio die Hacienda seiner dunkelhäutigen Angestellten Rosa sowie den drei gemeinsamen Söhnen überlässt. Als diese wirtschaftlich am Ende sind und die Zuckerrohrfabrik an eine US-amerikanische Firma verkaufen wollen, erobert Ubaldino den Familienbesitz zurück. Dieses Treffen, das wiederum als ein von Don Hermenegildo verfasstes Romankapitel konzipiert ist, spiegelt die gesellschaftlichen Positionen der einzelnen Person auf eindrucksvolle Weise wider. Ubaldino hat die soziale Hierarchie der puerto-ricanischen Gesellschaft verinnerlicht und baut seine Identität auf Grundlage dieser Differenzierungen auf. Er beansprucht für sich – als legitimer Sohn – eine überlegene Position gegenüber seinen Stiefbrüdern und diese Einschätzung wird von Don Hermenegildo geteilt. Dies bringt er mit der abwertenden Beschreibung zum Ausdruck:

Comenzaba a clarear cuando vimos acercarse por el callejón a los medios hermanos de Ubaldino, acompañados por Doña Rosa Font. Me los había imaginado de otra manera y al verlos sentí una sensación extraña, no sabía si de desilusión. Venían mal vestidos y calzados: parecían peones, no hijos de un hacendado arruinado. (MA: 63f.)

Das unausgesprochene Wissen um die soziale Hierarchie führt zu einer unterwürfigen, respektvollen Haltung bei den Stiefbrüdern: „Me di cuenta de que la mansedumbre que sus hermanos traían en la mirada, aquella manera de sonreírle todo el tiempo, como si intentaran probarle algo, lo hacían sentirse culpable.” (MA: 64) Zudem findet eine Abwertung der Beziehung zwischen Don Julio und Rosa statt, die den Nachnamen ihres Mannes angenommen hatte: „Me llamo Doña Rosa Font –dijo–, soy la viuda de Don Julio Font. [...] Habló con seguridad sorprendente, como si en efecto hubiese sido la esposa legal de Don Julio y el apellido le perteneciera.“ (MA: 66) Rosa als Frau mit dunkler Hautfarbe, die als Hausangestellte der Familie tätig war, bewegt sich nicht in den gleichen sozialen Kreisen und wird daher nicht als rechtmäßige Ehefrau des Verstorbenen anerkannt. Diese Einschätzung Don Hermengildos demonstriert die diskursive Abwertung der Frauen mit indigenen oder afrikanischem Hintergrund, die in der *casta*-Gesellschaft in Puerto Rico zu Beginn des 20. Jahrhunderts gegeben war.

Ubalduino wird in den Jahren nach der Übernahme der Zuckerrohrplantage zum Senator, gilt sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht als erfolgreicher Mann. Diese Männlichkeit wird durch die Erwähnung seiner sexuellen Potenz und seiner zahlreichen sexuellen Beziehungen zu Frauen entworfen. Hierfür instrumentalisiert Ferré die verschiedenen Perspektiven, die im Roman zum Einsatz kommen. Doña Laura erwähnt hinsichtlich der sexuellen Abenteuer ihres Ehemannes: „En sus correrías políticas por la Capital, Ubalduino había contraído sífilis [...].” (MA: 74) Interessant ist, dass sie seine außerehelichen Kontakte nicht explizit erwähnt; vielmehr schildert sie die Syphiliserkrankung als Ergebnis seiner politischen Aktivitäten. Die Tatsache, dass ein Mann von Ubaldinos gesellschaftlichem Rang Beziehungen zu anderen Frauen unterhält, entspricht in Lauras Darstellung den üblichen moralischen Verhaltensnormen. Erst bei der Erläuterung der Symptome und des körperlichen Verfalls, spricht Laura in negativer Weise über Ubaldinos Benehmen: „La enfermedad de Ubalduino progresaba a pasos agigantados. Durante la noche ni él ni yo dormíamos y durante el día exhibía impunemente sus vergüenzas por las ventanas y hacía sus necesidades encima de los butacones forrados de raso de la sala.” (MA: 77) Glorias Aussagen im Gespräch mit Titina zeichnen ein anderes Bild von Ubalduino und Laura. Als Frau mit bescheidener sozialer Herkunft leidet sie unter den politischen und sexuellen Eskapaden ihres Ehemannes, ist jedoch nicht in der Lage, sich gegen ihn aufzulehnen:

Tú conoces mejor que nadie la historia de Doña Laura, traicionada tantas veces por su marido. Y no eran los sórdidos embrollos políticos, que han dividido siempre a esta familia como un abismo. (MA: 82)

In dieser Ehe sind die Machtpositionen zugunsten von Ubaldino verteilt, der als Familienoberhaupt sowohl der Zuckerrohrfabrik vorsteht als auch die politische Richtung vorgibt.

Eine weiteres männliches Mitglied der Familie De la Valle, das aber im Gegensatz zu Julio Font und Ubaldino über eine eigene Sprechposition verfügt, ist Arístides. Die Diskrepanzen zwischen seinem Bericht und den Aussagen von Laura sowie Gloria sind gravierend. Er selbst inszeniert sich als der unbeliebte Sohn, der trotz seiner Bemühungen auf der Zuckerrohrplantage niemals von seinem Vater anerkannt wurde. Er studierte Agronomie in Puerto Rico, während sein älterer Bruder Nicolás in Frankreich ausgebildet wurde³⁵.

Neben der Bruderrivalität, die ein zentrales Thema im Bericht Arístides ist, schildert er seine Beziehung zu Gloria ausführlich. Seine Selbstwahrnehmung beruht zu einem großen Teil auf der Interaktion mit ihr und ermöglicht eine Annäherung an seine (Geschlechter-)Identität. Er lernt sie während seines Studiums kennen und ihr Umgang verläuft bereits zu Beginn entlang der gesellschaftlichen Hierarchisierung, die in Puerto Rico präsent ist. Gloria ist eine *mulata* und kommt aus bescheidenen Verhältnissen; Arístides bewertet es folglich als normal, dass sie sich seinen Regeln und Vorstellungen unterwirft. „Como bien dice el dicho, sarna con gusto no pica y si pica no mortifica, y al enamorarse de mí se transformó, de un día para otro, en una muchacha morigerada y decente, atenta a mi menor capricho y sumisa a mi voluntad.” (MA: 50) Seiner Auffassung zufolge, sind die Machtpositionen in ihrer Beziehung explizit festgelegt und basieren zum einen auf ihrem Geschlecht, zum anderen auf ihrem sozialen Herkunft. Gloria muss ihm sexuell zur Verfügung stehen, im Gegenzug erhält sie die Option, als Krankenschwester des Vaters auf der Hacienda zu arbeiten. Er selbst berichtet von seinem Verhalten:

Las noches eran siempre mías, y a nadie le importaba lo que hacía con ellas. Extinguidas las luces de la casa, y subidos a su palo los gallos y las gallinas viejas, bajaba sigilosamente a las habitaciones de los sótanos y abría con mi propia llave secreta, las puertas de Gloria. (MA: 51)

Arístides stattet Gloria demzufolge nächtliche Besuche ab. Er stellt diese sexuelle Beziehung als von beiden Seiten erwünscht dar³⁶ und erwähnt gegenüber Don Hermenegildo seine

³⁵ „Yo, como el secundón sensato, estudiaría agronomía en la universidad local, porque si bien mis conocimientos no añadirían nada al prestigio y ornato de la familia, serían imprescindibles para el funcionamiento de la Central.” (MA: 49)

³⁶ So beschreibt er eine Szene, in der Gloria ihm versichert, er sei der Einzige für sie: „Gloria estaba sentada, completamente desnuda sobre mis muslos; acabábamos hacía un momento de hacer el amor sobre su camastro de hierro. Mi comentario la hizo reír hasta saltarse las lágrimas. –Es cierto, es mi caja registradora –me dijo cuando se calmó –. Per sólo tú puedes pronunciar sobre ella su ábrete sésamo. (MA: 54)

ursprüngliche Absicht, Gloria zur rechtmäßigen Ehefrau zu nehmen. Gloria nutzt scheinbar ihre Handlungsmöglichkeiten, indem sie sich weigert, ihn zu heiraten: „Una sola preocupación nublaba por aquel entonces mi dicha: por más que le rogaba a Gloria que fuese mi esposa, ésta se negaba rotundamente a ello“. (MA: 52) Da Arístides jedoch immer wieder Anspielungen auf ihren niedrigen gesellschaftlichen Rang macht, ist fraglich, ob er tatsächlich eine dunkelhäutige Frau ehelichen würde; so sagt er beispielsweise: „La razón para ello es que Gloria Camprubí, nuestra cuñada, se encuentra en ese cuarto, y sería absolutamente indigno que compartiéramos la muerte de mamá con ella.“ (MA: 46) Auch Lauras Darstellung des Verhältnisses zwischen Gloria und Arístides impliziert ein diskriminierendes Verhalten ihres Sohnes:

Había sido él quien había recogido a Gloria, cuando ésta andaba practicamente mendigando por las calles de la Capital, y eso le hacía pensar que tenía derechos inalienables sobre su cuerpo y sobre su alma. Gloria entró a esta casa a ocupar el cargo de enfermera y dama de compañía, y por eso lo correcto hubiese sido sentarla junto a nosotros a la mesa, incluirla desde un principio en el cerco de nuestras actividades familiares. Pero Arístides se opuso terminantemente a ello desde un principio, porque decía que Gloria era negra. (MA: 78)

Diese Textpassage erachte ich als sehr interessant, da sie den Besitzanspruch des ‚weißen‘ Mannes über die dunkelhäutige Frau thematisiert. Außerdem spiegelt das Verhalten Arístides die diskursive Meinung der sozialen Elite wieder – die Menschen anderer Hautfarbe sind weniger wert und daher in der Hierarchie niedriger positioniert.

Arístides präsentiert sich demnach in seinem Gespräch mit Don Hermenegildo als gebildeter, fleißiger Mann, der Gloria eine Zukunft in seinem Zuhause bietet. Die Analyse der weiblichen Erzählperspektiven demontiert seine Aussagen und dokumentiert die Falschheit der männlichen Familienmitglieder.

9.3.2 Die Figur des Nicolás – ein dekonstruierendes Identitätsmodell

Die bisher besprochenen männlichen Figuren weisen mehrere kongruente Aspekte auf: ihr Verhalten gegenüber Frauen entbehrt jeglichem Respekt. Don Julio schlägt seine Frau, straft sie mit Nichtbeachtung und drängt sie in den privaten Raum. Er unterhält ferner sexuelle Beziehungen zu seinen Angestellten. Auch Ubaldinos Männlichkeit wird durch die Erwähnung seiner sexuellen Kontakte zu Frauen – auch zu Sklavinnen – betont; er inszeniert sich als Familienoberhaupt und mächtiger Politiker, der aufgrund seiner hispanischen Vorfahren den US-Amerikanern überlegen ist. Arístides reiht sich in diese Denkmuster ein – auch er hat die soziale Rangordnung internalisiert und agiert dementsprechend: sowohl an

seinem Verhalten gegenüber Gloria, die er als seinen Besitz ansieht, als auch sein Gebaren gegenüber den unehelichen Kindern von Ubaldino geben die Geschlechter- und Ethniendiskurse der Epoche wieder.

Nicolás, der erstgeborene Sohn, repräsentiert hingegen einen Gegenentwurf zu diesem maskulinen, kreolischen Typus Mann. Bei seiner Figur wird augenscheinlich, wie die Kategorien „soziale Gruppe“ und „Geschlecht“ ineinander greifen können. Nicolás setzt sich für die Rechte der ArbeiterInnen und somit für Personen ein, die nicht seiner ethnischen und gesellschaftlichen Gruppe entsprechen. Dieses Engagement führt letztlich dazu, dass er als homosexuell dargestellt wird, denn die Solidarität mit der eigenen Gruppe ist ein wichtiges Kriterium innerhalb der *casta*-Gesellschaft. Arístides prangert die Bemühungen seines Bruders, die Lebensbedingungen der ArbeiterInnen zu verbessern, an:

Al regresar de Europa decidió ganarse la idolatría de esos salvajes recién descolgados de los árboles, que cultivan a regañadientes nuestras tierras, y comenzó a repartir entre ellos parcelas de terreno y a construirles casas, empeñado en llevarles las bendiciones del agua potable y hasta la luz eléctrica. (MA: 52f.)

Die Bezugnahme auf die Arbeitenden mit dem Begriff „salvajes“ lässt erkennen, wie die indigene und afrikanische Bevölkerung von den PlantagenbesitzerInnen – in diesem Fall von Arístides – wahrgenommen wird. Der Diskurs der „wildenen“ Autochthonen entspricht dem abwertenden Bild, das die westlichen Kolonialmächte erzeugten. Nicolás widersetzt sich dieser simplen Rollenverteilung von Beherrschenden sowie unkultivierten Beherrschten und erfährt hierfür eine Degradierung:

Creí que durante aquellos años de estudios y disciplin en Europa Nicolás habría rectificado sus costumbres y se habría librado de aquel vicio horrendo, pero pronto vi que no había sido así. [...] Porque debajo de su pose de redentor, de salvador magnánimo del pueblo, se ocultaba un bugarrón empedernido que, si bien por un lado le gustaba tierra y regalarle casuchas a los pobres, por otro lado se acostaba con todos, fornicaba con todos: [...]. (MA: 51)

Nicolás wird keine männliche Geschlechteridentität zugestanden, da er ‚weiblich‘ konnotierte Verhaltensweise übernimmt: er zeigt Empathie für die ArbeiterInnen, liest Gedichte, usw. Deshalb ist es für Arístides naheliegend, ihn als homosexuell zu bezeichnen. Nicolás hat Arístides Ausführungen folgend keine sexuellen Kontakte zu den Sklavinnen, sondern zu den Sklaven, die in der Zuckerrohrfabrik arbeiten. Arístides kritisiert Nicolás Vorgehen und prangert das dadurch entstandene Abhängigkeitsverhältnis der Arbeiter an:

[...], cuanto hombre bien o mal parecido había en la Central vivía de rodillas frente a él, rogándole que tuviese compasión o dejándose hacer porque le temían, porque no se atrevían a contrariarlo sabiendo que de él dependía el mendrugo de pan que llevaban a sus casas cada día. (MA: 53)

Nicolás nützt laut Arístides seine Machtposition als Plantagenbesitzer aus, um seine Vorlieben zu befriedigen. Interessanterweise gelten für die sexuellen Kontakte zwischen ‚weißen‘ Männern mit ihren weiblichen Angestellten andere Normen und Regeln – denn diese werden von Arístides keineswegs verurteilt. Das Vorgehen von seinem Vater Ubaldino, der uneheliche Kinder zeugte, sowie seine eigene Machtausübung gegenüber Gloria werden durch die herrschenden Diskurse legitimiert.

Die Beschreibungen der weiblichen Erzählstimmen – Titina, Laura und Gloria – dekonstruieren wiederum die männliche Version der Geschichte. Sie zeichnen ein positives Bild von Nicolás. So meint etwa Titina im Gespräch mit Don Hermenegildo, dass „[a] Joven Nicolás lo único que le interesó en vida fue hacerle el bien al prójimo y recitar poemas; [...]“ (MA: 33) Laura beschreibt ihren Erstgeborenen als „comprensivo y magnánimos“ (MA, S. 78f.); sie sieht ihn als Helden, der Gloria aus der Missbrauchssituation befreien will: „[...] le expliqué la situación dolorosa de Gloria, de quien Arístides diariamente seguía abusando, [...]. Nicolás, [...], le encontró al instante solución al problema: se ofreció a casarse con ella, [...]“ (MA: 79) Sie gibt keinerlei Hinweise auf eine mögliche Homosexualität ihres Sohnes; auch Glorias Bericht widerspricht Arístides Aussagen, da sie ihre intimen Beziehung zu Nicolás betont: „[...] esa danza tan cursi del gran Morel que Nicolás y yo cantábamos mientras hacíamos el amor en los sótanos de la casa.“ (MA: 82) In ihrer Version ist der Keller der Ort, an dem sie sich mit Nicolás traf, während Arístides ihn als Schauplatz seiner sexuellen Abenteuer mit Gloria bezeichnet.

9.3.3 Weibliche Figuren im sozialen Gefüge

Die Figuren Julio Font, Ubaldino und Arístides repräsentieren folglich die kreolische, männliche Gruppe der puerto-ricanischen Gesellschaft, die ihr Selbstbild anhand der ehrenhaften Familiengeschichte erzeugt. Bei den weiblichen Figuren ist die soziale Herkunft und Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen Gruppe ebenfalls von großer Relevanz; sie kommen jedoch aus den schwächeren sozialen Schichten. Lauras Vater ist ein *mulato*, Gloria wird als *mulata* bezeichnet und Titina ist die Tochter einer freien Sklavin. Die einzige Ausnahme ist Doña Elvira, bei der der familiäre Stammbaum von Don Hermenegildo in besonderem Maße hervorgehoben wird:

Las bodas entre Doña Elvira De la Valle (conocida también como Doña Doña Elvira de las cuatro De's: Del Roble, De la Cerda, De la Valle y De Juan Ponce de León) y Don Julio Font, se celebraron poco después del regreso de Doña Elvira de sus estudios en Europa. (MA: 19)

Ihre Tanten sind sich der eigenen soziale Schicht und ihrer Position in der gesellschaftlichen Rangordnung sehr bewusst. Sie beschäftigen sich mit der Genealogie der Familie De la Valle, fertigen Stammbäume an und festigen dadurch ihre Identität. Sie beanspruchen bestimmte Privilegien für sich und markieren die Unterschiede zu anderen Menschen, wie etwa Laura, die als Tochter eines kleinen Kaffeeplantagenbesitzers, nicht in derselben gesellschaftlichen Liga spielt und daher keine standesgemäße Ehefrau für Ubaldino ist. Das Wissen um die geltende soziale Hierarchie ist auf der Hacienda allgegenwärtig. So meint Laura rückblickend: „[...] al enterarse de nuestro noviazgo Doña Emilia y Doña Estéfana se opusieron terminantemente a nuestro matrimonio, porque según ellas mis apellido no eran lo suficientemente encumbrados para casarme con un De la Valle.” (MA: 71)

Die Identität der De la Valles wird auch über Symbole und Traditionen konstruiert. Das ganze Haus ist voller Erbstücke und Wappen, die den Status und die Herkunft der Familie dokumentieren. „En la casa, por todas partes había escudos y blasones, en los platos, en los cubiertos, en las bacinillas, y hasta en las prendas más íntimas de la ropa interior.” (MA: 71f.) Die Familiengeschichte ist zusätzlich anhand von Porträts nachgezeichnet, so dass die Abstammung nach außen präsentiert werden kann, wobei von Don Julio kein einziges Bild vorhanden ist. Die Genealogie der Familie ist demzufolge von immenser Wichtigkeit; hierin ist ein enger Bezug zur *limpieza de sangre* zu sehen, die dazu beiträgt, die eigene soziale Position zu festigen. Gleichzeitig fungiert der Stammbaum als Instrument zur Degradierung und Abwertung von Menschen mit afrikanischen oder indigenen Wurzeln. Laura macht die Tanten auf die Sinnlosigkeit dieser Ahnenforschungen aufmerksam, da aufgrund der zahlreichen „malhadados matrimonios“ alle ethnischen Gruppen miteinander verwoben sind.

Lo que no soportaba era escuchar a las ancianas, [...], discutiendo cuáles familias de Guamaní tenían raja y cuáles no. Un día mi curiosidad ante aquella fea costumbre pudo más que yo y, [...], les pregunté riendo que si no exageraban un tanto, ya que la profusión de malhadados matrimonios era tal, que para aquella fecha no debería de quedar ni una sola familia blanca en todo Guamaní. (MA: 72)

Die Frage nach der ethnischen und kulturellen Identität hat in der Familie De la Valle eine lange Tradition. Aber auch hinsichtlich der Geschlechterkonzepte dominieren bei den Tanten von Elvira die spanischen Werte; sie haben die geltenden Normen in Bezug auf das Frausein verinnerlicht und setzen sich deshalb für eine möglichst schnelle Hochzeit mit Julio Font ein:

„Fervientes defensoras del amor conyugal y sus conveniencias, alcahuetearon desde un principio el casorio, y no pasaron dos meses antes de que se fijara fecha para la boda.“ (MA: 21) Die Interaktion zwischen Doña Elvira und Julio Font ist von den dominanten Geschlechterkonzepten geprägt. Der Ehemann fungiert als Oberhaupt im familiären und geschäftlichen Bereich, während die Frau sich überwiegend im häuslichen Bereich bewegt. Doña Elvira versucht anfangs, Einfluss auf das Geschehen in der Zuckerrohrfabrikation zu nehmen; Julio Font unterbindet dies jedoch. Als sie eines Tages mehr Rechte und Hilfestellungen für die SklavInnen einfordert, weist Don Julio sie mit Gewalt zurecht:

Pero Don Julio venía hacía meses hilando fino, y tocó [Elvira, Anm.] en aquel momento el límite de su paciencia. Se incorporó sobre sus almohadas [...]. –Ahora sé que la virgen María se apellidaba también De la Valle –le dijo temblando de ira antes de asestarle el primer golpe –. En esta casa las mujeres hablan cuando las gallinas mean, y te prohíbo que en adelante vuelvas a meter las narices en lo que no te importa (MA: 24f.)

Von diesem Tag an zieht sich Doña Elvira in ihre eigene Welt zurück und vernachlässigt all ihre häuslichen Pflichten. Kurz nach der Geburt ihres Sohnes Ubaldino stirbt sie.

Wie bereits erwähnt, übt Laura Kritik an der sozialen Hierarchien, an denen die kreolischen GroßgrundbesitzerInnen festhalten. Dies ist auf ihre eigene Herkunft zurückzuführen, da sie selbst aus einer Familie mit afrikanischen Vorfahren stammt; wie sie diesbezüglich selbst äußert: „Tan mulato era mi padre, Don Bon Bon Latoni, como lo fueron los tatarabuelos de los Cáceres y de los Portalatini, sólo que a mí no me avergüenza decirlo.“ (MA: 76). Sie nimmt eine ironische Distanz gegenüber der genealogischen Besessenheit vieler Puerto-RicanerInnen ein, indem sie anmerkt, dass die meisten Familien dunkelhäutige Vorfahren haben.

Laura macht jedoch die Erfahrung, dass Geld ein geeignetes Instrument ist, um den fehlenden Stammbaum zu ersetzen. Denn „[p]recisamente por aquellos días, sin embargo, murió mi padre, y [...], la pequeña herencia a la que tuve acceso hizo mucho por refinar en sus oídos el retintín vulgar de mis apellidos, celebrándose felizmente la boda algunos meses después.“ (MA: 71) Durch die finanzielle Beteiligung an der Zuckerrohrfabrik und einem Ehevertrag sichert sich Laura eine gewisse Handlungsfreiheit gegenüber ihrem Ehemann, der auf ihre Anlage angewiesen ist. Sie als Frau verschafft sich Möglichkeiten, um Einfluss auf das Geschehen zu nehmen. Laura entwickelt sich zu einer essentiellen, agierenden Figur auf der Hacienda, indem sie alle Büro- und Finanzaufgaben übernimmt, während Ubaldino als Politiker außerhalb der eigenen vier Wände aktiv ist.

Da sie nicht aus Guamaní kommt und nicht der sozialen Oberschicht entstammt, fühlt sich Laura stets von dieser Gesellschaft ausgeschlossen. Dies wird deutlich als ihre Töchter nicht zu den Tanzveranstaltungen in der Stadt eingeladen werden und Laura den Grund hierfür zunächst nicht kennt:

[...] a pesar de que nuestras hijas llevaban un nombre ilustre y eran herederas ricas y bien parecidas, jamás eran invitadas a las fiestas que se celebraron en las casas de buena familia de Guamaní. Al cabo de algún tiempo, comenzaron a desesperarse: en aquellos asaltos, jaranas y té danzantes era que se formalizaban los noviazgos, y quedar excluidas de ellos equivalía a quedar eventualmente condenadas a vestir santos. (MA: 73)

Da für die Mädchen eine Vermählung das größte Ziel ist, stellt diese gesellschaftliche Ignorance eine große Belastung dar. Sie leben nach dem spanischen Ideal, das die Familiengründung zur zentralen Aufgabe einer anständigen Frau erhebt.

Wie sich zeigt, identifiziert sich Laura mit ihrem Geschlecht und spricht dem Frausein konkrete Attribute zu. Im Gespräch mit Don Hermenegildo differenziert sie zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht, indem sie den Anwalt darauf hinweist, dass er bestimmte Dinge niemals verstehen könne. „Usted no puede ni podrá nunca comprenderlo, Don Hermengildo, porque para ello tendría que ser mujer y no lo es; porque Usted, desgraciadamente es un hombre.” (MA: 69) Im weiteren Verlauf definiert sie den Tod als weiblich und meint: „Porque la muerte es mujer como yo, y por eso siempre es justiciera y valiente; no hace jamás distinciones entre los hombres sino que, [...]. Ella, como su gemelo de amor, es la madre de todos, no admite diferencias de casta o clase: [...].” (MA: 69) Dieses Zitat thematisiert die Tendenz der Männer, Differenzierungen zwischen den *castas* und den sozialen Gruppen vorzunehmen, für den Tod – ebenso wie für die Frauen – sind alle Menschen gleich. Diese Aussage von Laura werde ich als aufschlussreich für ihre persönliche Geschlechterkonzeption; in einer Familie, die von stolzen, *casta*-bewussten Männern dominiert wird, nehmen die Frauen eine Gegenposition ein. Sie versuchen die Grenzen zwischen den einzelnen Gruppen niederzubrechen.

Gloria hingegen repräsentiert ein differierendes Frauenbild, das anhand stereotyper, diskursiver Zuschreibungen erfolgt. Sie wird im Roman von Titina, Arístides und Laura beschrieben, tritt am Ende der Handlung aber auch selbst als Erzählstimme auf.

Titina solidarisiert sich mit Gloria, betont, dass sie sich jahrelang um Laura kümmerte und trotz ihrer Hilfsbereitschaft einen schlechten Ruf in der Stadt hat.

Pero a pesar de todo lo que la Señora Gloria ha hecho por la Señora Laura, a pesar de haber vivido durante todos estos años cuidándola y acompañándola, ya Usted sabe en el pueblo cómo la tienen. Las malas lenguas la tienen pelada, y dicen que hasta que está loca, y que es y que correntona con los hombres. (MA: 31)

Titina thematisiert bereits die Gerüchte, die über Gloria im Umlauf sind. Sie bestätigt zudem, dass sich die Krankenschwester allein im öffentlichen Raum bewegt – ein Verhalten, das dem *casa/calle*-Ideal widerspricht: „[...] y se va caminando, tan triste siempre, por la orillita de la playa hasta llegar al pueblo.“ (MA: 31) Titina ist sich des zweifelhaften Rufs von Gloria bewusst und weiß um ihre schwierige Stellung in der Gesellschaft³⁷. Demzufolge hat sie die Diskurse, die das ehrenhafte Benehmen einer Frau festlegen, verinnerlicht und weiß, dass Glorias Spaziergänge nicht der weiblichen Norm entsprechen. Sie verteidigt Gloria und betont ihre Rolle als trauernde Witwe, die auch Jahre nach dem Tod ihres Ehemannes täglich um ihn weint.

Cómo va a ser cierto lo que ellas y el hermano dicen de la Señora Gloria, si nosotros somos testigos de que todo el día se la pasa pensando en el bien que Dios le quitó, hablando del Joven Nicolás a todas horas y con el primero que encuentra. (MA: 31f.)

Während Titina die Ehrhaftigkeit von Gloria verteidigen will, greift Arístides auf dominante Diskurse zurück, um sie als unanständige, verdorbene *mulata* zu inszenieren. Der Rückgriff auf diskriminierende Zuschreibungen ermöglicht Arístides, Gloria als Erbin der Hacienda zu disqualifizieren. Im Gespräch mit Don Hermenegildo bezieht er sich zunächst nur auf ihre physischen Merkmale – er reduziert sie auf ihren Geschlechtskörper: „[...] una mulata hermosa, de ésas que detienen el tráfico.“ (MA: 50) Zudem wirkt Gloria in seinen Ausführungen wie ein Objekt, über das er verfügen kann, „[...] y me la llevé conmigo a vivir al pueblo.“ (MA: 50) Auch in den weiteren Ausführungen Arístides wird Gloria häufig durch ihren weiblichen Körper sowie dessen Wirkung auf ihn dargestellt. Sie übt folglich Macht mit ihrer Sexualität aus und Arístides Haltung ist zu Beginn ihres Aufenthaltes durchaus positiv: „No bien se encontró entre nosotros, no bien recorrió por primera vez las galerías de balcones que sobrevuelan al mar, no bien se bañó desnuda por primera vez bajo las tronerías [...], que el ambiente de la familia, el propio aire que respirábamos, se transformó.“ (MA: 51)

³⁷ Wie Titina selbst formuliert: „Pero en este pueblo perder la reputación quiere decir perder el crédito, [...]“ (MA: 31)

Glorias Körper und ihr Aussehen spielen bei der Konstruktion ihrer Identität eine zentrale Rolle, bei Laura werden physische Aspekte weitgehend außer Acht gelassen³⁸.

Schließlich erfährt der Zweitgeborene jedoch, dass Gloria Nicolás heiraten wird und er stellt sie zur Rede. In dieser Textstelle fällt auf, wie der weibliche Körper der *mulata* inszeniert wird; Arístides hebt ihre Sexualität hervor. Dadurch nimmt er den Diskurs der sexuellen Freizügigkeit bei Frauen mit dunkler Hautfarbe auf.

¿Vas a casarte con Nicolás? –le pregunté más tarde, colocando con ternura mi mano sobre el monte sedoso y negro de su sexo –.Creí que ésta era la entrada a mi Gólgota, a mi montede los Olivos. No sospeché nunca que llevaras una caja registradora entre las piernas.–“ (MA: 54)

Der Hinweis auf eine “caja registradora” impliziert – meiner Ansicht nach –, dass Arístides Gloria der Prostitution beschuldigt. Das Bild der freizügigen, verdorbenen dunkelhäutigen Frau wird schlussendlich durch den Vorwurf, Gloria schlafe mit Ubaldino, Nicolás und Arístides, zusätzlich untermauert. Die Perspektive der ‚männlichen‘ Erzählinstanz ist folglich eine überhebliche, die Gloria auf ihren weiblichen Körper reduziert und deren Verhalten als zweifelhaft präsentiert.

Laura hingegen kontrastiert diesen Eindruck, indem sie Gloria als eine ebenbürtige Person im Haus beschreibt, mit der sie sich von Beginn an solidarisiert. Dies ist womöglich auf ihre ähnliche Haltung in Bezug auf die überhebliche ‚Bevölkerungselite‘ zurückzuführen. „Gloria es una joven de origen humilde y por lo tanto sensata, que se ríe de las fanfarronadas de la aristocracia, y entre nosotros se estableció muy pronto una amistad sincera.” Ferner benennt Laura das weibliche Geschlecht als Grund für ihre Solidarität: „[...] porque Gloria es mujer como yo, y la considero mi amiga.“ (MA: 78)

Laura erwähnt im Gegensatz zu Arístides keine körperlichen Attribute der Krankenschwester; vielmehr führt sie ihre Charaktereigenschaften an, um eine Beschreibung zu liefern. Laura bleibt in ihren Aussagen und Kommentaren sehr zurückhaltend, sie spricht das sexuelle Verhalten von Gloria niemals direkt an. Die folgenden Bemerkungen können aber eventuell als Hinweis auf eine sexuelle Beziehung zwischen der Krankenschwester und dem langsam verrückt werdenden Ubaldino gedeutet werden.

Entre nosotras, mujeres al fin, al ver aquella reacción del enfermo se estableció un entendimiento tácito. Gloria haría todo lo posible por que Ubaldino se le

³⁸ Ausschließlich Don Hermenegildo macht unpräzise Angaben zu ihrem Aussehen auf dem Sterbebett: „Laura abrió los ojos y se me quedó mirando. De su perfil de reliquia, tallado en un marfil todavía blando, emanaba una impasibilidad extraña.“ (MA: 68) Es finden jedoch keine expliziten Angaben zu ihrem Körper statt, wie es etwa bei Arístides Darstellung von Gloria der Fall ist.

amartelara, se hiciera de ilusiones en medio de su locura, con tal que yo me acordara de ella a la hora de mi muerte. (MA: 77)

Die Frauen schließen einen Geheimpakt, der die Rollen klar verteilt: Gloria kümmert sich um Ubaldino, dafür wird sie im Testament von Laura berücksichtigt.

Ein weiterer Faktor, der hinsichtlich Gloria von Interesse ist, ist die Heirat mit Nicolás. Die abgehaltene Zeremonie orientiert sich zwar an den Ritualen und Traditionen der Hochzeitsfeiern der ‚weißen‘ Oberschicht, dennoch verweist Arístides auf die vereinfachte Durchführung.

La ceremonia se celebró, [...], en la intimidad más completa. Sólo asistimos mamá, Nicolás, el sacerdote y yo, y la novia se casó vestida con un sencillo traje sastre. A diferencia de cuando mi hermanas se casaron [...], no hubo que gastar en *trousseau*, manteles ni cubiertos. (MA: 56)

Somit wird Gloria als *mulata* die Möglichkeit einer Heirat zuteil, die Umsetzung dieses Ideals verläuft jedoch ihrem gesellschaftlichen Rang entsprechend. Die Bedeutung dieser Vermählung kristallisiert sich in Lauras Schilderung von Nicolás Beerdigung heraus. Als Laura versucht, den Sarg ihres Sohnes zu öffnen, halten sie ihre Kinder zurück. „–Déle gracias a Dios, madre, porque se lo llevó –me dijeron en voz alta, para que todos lo oyeran –. Así ningún De la Valle volverá jamás a casarse con una negra.” (MA: 79) Über eine Frau mit dunkler Hautfarbe als Geliebte und Hausangestellte zu verfügen, entspricht den Normen und Werten dieser Gesellschaftsgruppe; die Vermählung mit einer Person aus einer anderen sozialen Gruppe ist jedoch verwerflich und bringt Schande über die Familie. Gloria ist es schließlich auch, die das große Familiengeheimnis lüftet und damit die konstruierte Identität der De la Valles zerstört.

Bezüglich der Hierarchisierungen von ethnischen und sozialen Gruppen ist folgende Feststellung Lauras aussagekräftig, in der sie die von Arístides bestimmten Aufgaben von Gloria umreißt: „Los desdenes con que Arístides la trataba eran innumerables: la obligaba a cocinar, a lavar y a planchar, tareas que antes sólo le tocaban a Titina, [...]“ (MA: 78) Demnach ist Titina nach Lauras Auffassung in der gesellschaftlichen Rangordnung ganz unten positioniert; dies steht in engem Zusammenhang mit ihrer ethnischen Zugehörigkeit. Wie Titina selbst angibt, war ihre Mutter eine Sklavin, die sich um Ubaldino kümmerte³⁹. Die Beschreibung von Titinas Aussehen wird von Don Hermenegildo vorgenommen, der einige zentrale Informationen liefert:

³⁹ „Niño Ubaldino le decíamos porque había mamado leche de negra, sí Señor, que el Niño creció prendido de la teta de nuestra madre, Doña Encarnación Rivera, esclava liberta.” (MA: 29)

La presencia de Titina, a quien no veía hace años me impresionó profundamente. Está igualita que antes. Ni una sola pasa blanca, ni un solo corresconde color ceniza salpica su densa sereta negra. Titina, la última esclava del pueblo, la criada sempiterna de los De la Valle. Titina la eterna. (MA: 37)

Als zentralen Aspekt führt er die Unveränderlichkeit Titinas an, sie bleibt durch und durch „negra“. Der Begriff „eterna“ verweist auf die soziale Positionierung, die auch zukünftig mit dunkelhäutigen Menschen assoziiert wird. Auch wenn die Sklaverei abgeschafft wurde, sind sie aufgrund der gesellschaftlichen Strukturen auch weiterhin in ihrer Rolle verhaftet. Titina ist sich ihrer Situation und der Diskrepanz zwischen dunkelhäutigen und ‚weißen‘ Personen bewusst. Außerdem spricht sie die Solidarität und den Zusammenhalt der *blancos* an: „[...], porque los blancos, por más simpáticos que sean, siempre son blancos, y entre ellos se entienden.“ (MA: 27). Die *casta*-Gesellschaft ist demnach sehr präsent in ihrem alltäglichen Leben. Auch wenn Ubaldino von Titinas Mutter genährt wurde, ist die scheinbar ‚natürliche‘ Ordnung zwischen den beiden gegeben. Dies verdeutlicht eine Kommunikationssituation, die Titina beschreibt. Ubaldino spricht zu ihr, während sie ihm die Stiefel putzt und den Revers seines Anzuges bürstet⁴⁰. Aufgrund der gemeinsamen Vergangenheit fühlt sich Titina Ubaldino sehr verbunden, besonders da er sie in der Kindheit an seinem privilegierten Leben teilhaben lässt. „Si hasta de su plato, de su propia cuchara de plata, me daba a probar el helado de huevo que era su postre preferido, [...]“ (MA: 29) Dadurch gewinnt Titina einen Einblick in seine Welt, ohne diese für sich beanspruchen zu können.

Die Analyse des Romans zeigt demnach auf, dass Rosario Ferré die Dekonstruktion dominanter Diskurse auch auf formaler Ebene inszeniert. Durch die Aneinanderreihung mehrerer Erzählungen in der ersten Person, die sich inhaltlich widersprechen, zeigt sie die Situiertheit der einzelnen Figuren auf. Wichtig ist, dass ein weiblicher Charakter das Schlusswort hat und somit die vorangehenden Aussagen revidieren kann. Die Autorin weist mit ihrem formalen Aufbau mehreren Figuren eine Stimme beziehungsweise Sprechposition zu, der weiblichen Perspektive wird aber mehr Raum und Glaubwürdigkeit zugewiesen.

In Hinsicht auf eine kulturelle Identität der Insel gilt es zu sagen, dass die negativen Folgen der US-amerikanischen *soberanía* angeführt werden. Die Situation Puerto Ricos unter der neuen politischen Macht wird als Hölle für die gesellschaftliche Elite dargestellt. Diese hat

⁴⁰ Ubaldino beschwert sich in der folgenden Szene über die US-amerikanischen Verlobten seiner Töchter: „Que una cosa era defenderse de ellos con uñas y dientes, y otra era servirles el patrimonio en bandeja de plata, como me decía llorando mientras yo le brillaba las botas; que una cosa era invitarlos a comer comida nativa bajo un cielo estrellado, al son de la guitarra, el güícharo y el cuatro, como me decía suspirando al yo cepillarle las solapas de su traje albo, y otra cosa era servirles la carne del costado.“ (MA: 33)

Angst um ihren Besitz und ihre soziale Position. Die Identität der männlichen Mitglieder der Familie wird einerseits durch die Abgrenzung von sozial Schwachen und dunkelhäutigen Menschen gestaltet. Andererseits durch die Betonung und stetige Reinszenierung ihres kreolischen Selbstbildes, welches sie zu ‚richtigen‘ Puerto-Ricanern macht. Mit Rückgriff auf die hispanischen Wurzeln konstruieren die männlichen Figuren eine überhebliche Position, die aufgrund ihrer ehrenhaften VorfahrInnen unantastbar ist.

Bezüglich der Geschlechteridentitäten wird bei der Betrachtung der drei Charaktere Julio Font, Ubaldino De la Valle sowie Arístides De la Valle die Umsetzung von expliziten Normen und Werten deutlich. Sie orientieren sich am patriarchalen Modell, das ihnen als Männer eine dominante, herrschende Stellung zusagte. Ihre weiblichen Gegenüber hingegen werten sie durch ihre Art der Diskursführung ab. Julio Font argumentiert etwa, dass Frauen grundsätzlich nichts zu sagen haben, Ubaldino überlässt Laura gezwungenermaßen eine gewisse Freiheit bei der Führung der Hacienda, er tritt nach außen – im öffentlichen Raum – jedoch als politisches und familiäres Oberhaupt auf. Auch Arístides sieht sich sowohl gegenüber Frauen als auch gegenüber dunkelhäutigen Menschen als dominierend. Durch ihre Handlungen werden diskursive Aussagen erkennbar; besonders in Hinblick auf die Sexualität und das Wesen von Frauen dunkler Hautfarbe werden Stereotypen bemüht. So wird Gloria als *mulata* von Arístides auf ihren Geschlechtskörper reduziert, der ihm – als Mann – jederzeit zur Verfügung steht.

Die Frauen sehen sich demzufolge mit traditionellen Konzepten konfrontiert, nehmen aber strategische Positionen ein, um ihre Situation mitzugestalten. Laura investiert ihr Erbe in die Hacienda, wodurch sie ein Instrument zur Mitbestimmung erhält, Gloria heiratet Nicolás und setzt für sich das Lebensmodell der ‚weißen‘ Frau um. Durch diese Hochzeit gewinnt sie an Optionen, sich im Haus und in der Gesellschaft zu bewegen. Auch Titina übernimmt Verantwortung für ihr Leben, spricht Don Hermenegildo an und erzählt ihm von den Vorfällen in der Familie De la Valle. Für die Protagonistinnen sind die ethnische Zugehörigkeit sowie die Hautfarbe weniger relevant als für die Männer. Laura solidarisiert sich mit Gloria, weil sie dasselbe Geschlecht verbindet und sie erwähnt, dass Frauen – wie auch der Tod – keinen Unterschied zwischen den *castas* machen.

Die erwähnte Emanzipation und Machtergreifung der weiblichen Figuren zeichnet sich auch in der Dekonstruktion männlicher Erzählinstanzen ab. Die schriftliche Version der Geschichte wird von den mündlichen Erzählungen von Frauenstimmen untergraben, zerstört und umgekehrt. Darin sehe ich eine Reinszenierung der gesamten Familienidentität, die sich somit als reines Konstrukt auf Grundlage von ethnischen und sozialen Aspekten offenbart.

Zusammenfassend stattet Rosario Ferré die Berichte der einzelnen Figuren mit expliziten Vorurteilen und Zuweisungen an ihre Interaktionspartner aus. Am Schluss wird dem Leser/ der Leserin jedoch klar, dass diese diskursiven Aussagen konstruiert sind. Sie werden von den Beteiligten geschaffen, um ihre eigene Position zu rechtfertigen und zu stabilisieren.

10 Magali García Ramis: *Felices días, tío Sergio* (1986)

Der Roman *Felices días, tío Sergio* schildert das Heranwachsen von Lidia Solís zu Zeiten der politischen Führung von Luis Muñoz Marín in Santurce. In ihrer von Frauenfiguren dominierten Umgebung sieht sich Lidia mit den Moralvorstellungen und Werten der puerto-ricanischen Mittelschicht konfrontiert. Eines Tages kehrt ihr Onkel Sergio aus den USA zurück; dadurch ist nicht nur erstmals ein Mann in der Familie präsent, sondern auch eine unangepasste politische sowie ideologische Meinung.

10.1 Sprechpositionen im Roman

Magali García Ramis entwirft in diesem Roman keine komplexe Erzählsituation, die auf unterschiedlichen Perspektiven basiert. Sie bedient sich einer Erzählung in der ersten Person, um die komplexen Inhalte dieses Bildungsromans wiederzugeben. Aus der Sicht der jungen Lidia werden Fragen nach Identität, Geschlecht und sozialen Grenzen diskutiert.

Obwohl demzufolge nur eine Erzählperspektive im literarischen Text vorhanden ist, konstruiert die Autorin viele unterschiedliche Sprechpositionen. Dies geschieht zum einen durch die Darstellung von Dialogen zwischen den einzelnen Figuren, die Lidia in ihrer Erzählung darlegt. Die Gespräche der Erwachsenen dienen den Kindern als Informationsquellen, da sie sonst kaum Zugang zur Außenwelt haben.

„Niños, váyanse a jugar”, ordenó Tío Roberto al entrar por la puerta. Sabíamos que eso quería decir que iban a hablar de cosas que no nos incumbían. [...] Nosotros bajamos al patio, nos metimos en el sótano, justo debajo de la sala, arrimamos una banqueta y turnándonos, nos paramos ahí para pegar una oreja al techo, que era el suelo de la sala, y así enterarnos de todo lo que nos incumbía. García Ramis, *Felices días, tío Sergio*, 2005: 66f.⁴¹)

Zum anderen manifestieren sich Diskurse, Meinungen und Einstellungen von vermeintlichen Autoritäten in Belehrungen, die an Lidia gerichtet werden. Auch das Inkludieren längerer Aussagen von anderen Figuren vermittelt dem Leser/ der Leserin den Eindruck, mehrere sprechende Instanzen im Text ausmachen zu können. So berichtet etwa Lidas Tante Ele

⁴¹ Im Folgenden mit FD abgekürzt.

ausführlich über ihre Reiseerlebnisse in Europa und ihr Zusammentreffen mit Evita Perón. Dadurch wird über mehrere Absätze hinweg, ihre Sicht der Dinge wiedergegeben:

–¡Quisiera que tú pudieras haber visto de cerca lo linda que era! Tenía, es la única mujer a quien he visto así, el cutis color melocotón; ¡hasta los pelitos de la cara eran melocotón! Fue en mi primer viaje a España, y coincidimos ella y yo[...] –. Tía Ele nos contaba anécdotas de sus viajes cada vez que nos quejábamos de las clases. (FD: 66f.)

Es existieren folglich keine sich widersprechenden Erzählperspektiven in der innertextuellen Welt. Der literarische Text ist mehrheitlich aus der Sicht der heranwachsenden Lidia verfasst, deren naive, kindliche Interpretationsweise die Aussagen der Erwachsenen dekonstruiert. Dadurch erfahren die Überzeugungen und Anschauungen eine gewisse Ironisierung. Die letzten zwei Kapitel unterscheiden sich vom restlichen Roman: eines ist als Brief von Lidia an Sergio konzipiert, den sie in ihrem ersten Jahr an der Universität verfasst. Das letzte Kapitel ist eine Schilderung der Ereignisse nach Sergios Tod, aus der Sicht der erwachsenen Protagonistin.

10.2 Identitätskonstruktionen: *La puertorriqueñidad*

Das Thema einer puerto-ricanischen Identität wird zu Beginn des Romans von der Protagonistin Lidia eingeführt. Sie bezeichnet die BewohnerInnen Puerto Ricos als „isleños“ und meint weiter: „y el mar, por todos lados el mar, era nuestra única frontera.“ (FD: 6) Interessant ist, dass sie im nächsten Satz eine Parallele zwischen der Situation der Insel und der Situation der Familie zieht. „Vivíamos rodeados de agua, y sumergidos en los consejos de mi familia.“ (ebd.)

Für ihre Mutter und ihre Tanten existiert *lo puertorriqueño* nicht, sie negieren eine genuin puerto-ricanische Identität, basierend auf einer eigenen Geschichte und Kultur. Lidia wächst im Glauben auf, Puerto Rico zeichne sich ausschließlich durch seine Landschaft aus.⁴²

–Es que no hay país más lindo que Puerto Rico – exclamó Tía Ele [...]. Ella siempre decía lo mismo: “Ni los verdes de Irlanda, ni los mismísimos verdes de Suiza, que es el país más impresionante del mundo, se pueden comparar con los verdes de aquí.” (FD: 28)

Dieser Eindruck wird durch die Aussagen der Erwachsenen geschaffen, die sich in Kulturbelangen nur an Europa orientieren. Lidia erlebt die ambivalente Haltung der Puerto-RicanerInnen gegenüber ihrer Heimat mit; diese Zerrissenheit spiegelt sich auch in den

⁴² An dieser Stelle möchte ich auf Rosario Ferrés Kritik an den *novelas de la tierra* verweisen, die sich gegen eine Reduzierung der puerto-ricanischen Identität auf der Landschaft und der Natur aussprach. Siehe Kapitel 9.2

Bezeichnungen ihrer Großmutter wieder. Diese spricht beispielsweise von Puerto Rico als Land, obwohl sie sich zu den USA zugehörig fühlt: „Cuando decían ‘país’, así, se referían a Puerto Rico, aunque nos explicaban a cada momento que no éramos un país, que nuestro país era Estados Unidos.” (FD: 95) Lidia bekommt bereits als Kind mit, dass der Status der Insel eine Streitfrage ist, die mehrere Interpretationen zulässt. Ihr wird von klein auf vermittelt, dass die Kultur Europas und der Fortschritt Amerikas die einzigen relevanten Komponenten für ihr Leben darstellen. Das Fehlen einer puerto-ricanischen Identität wird im Laufe der Zeit zu einer Belastung für Lidia, die verzweifelt nach ihrem Selbstbild, ihrer Herkunft sucht. So schreibt sie in einem Brief an ihren Onkel: „Por qué no tenemos un sólo artista de fama universal, un poeta, un pintor?” (FD: 147)

Außerdem kritisiert sie den ambivalenten Status Puerto Ricos; ihr wird bewusst, dass die Ernennung zum *Estado Libre Asociado* sie weder zu einer eigenständigen Nation noch zu einem vollwertigen Bundesland der USA macht.

En las contraportadas de los diccionarios ponen todas las banderas del mundo, hasta la de la Cruz Roja Internacional, la de las colonias británicas, la de la Islas Vírgenes, pero la nuestra no aparece porque no somos nada, ni país, ni colonia, ni mancomunidad como las británicas, ni nada, no existimos. Somos una mierda y yo no quiero ser de aquí, pensé. (FD: 147f.)

Innerhalb der Familie Solís gelten Europa – insbesondere Spanien – und die USA als die Eckpfeiler der eigenen Identität. Durch den Rückgriff auf europäische Verhaltensweisen, die Literatur und die Musik sowie auf die amerikanischen Erneuerungen wird eine Kultur konstruiert. Dabei werden die puerto-ricanischen Elemente außen vor gelassen, da diese als minderwertig interpretiert werden. So bezeichnet die Großmutter etwa den Radiosender, der lateinamerikanische Lieder spielt, als „la estación de las sirvientas“. Dadurch suggeriert sie, dass das Karibische und das Populäre für das breite Volk gedacht sind, während für sie als gebildete Mittelschicht⁴³ die europäische Musik als Leitlinie fungiert (DF: 154).

Das Gefühl der Hin- und Hergerissenheit wird von Lidia durch ihr Spielzeug veranschaulicht: „Corríamos en la soledad de nuestra casa, jugando con soldaditos americanos, con naipes españoles, con sueños de irnos de allí.“ (FD: 6) Dadurch wird angedeutet, dass sich das Leben in Puerto Rico für Lidia zwischen den zwei *soberanías* abspielt: sowohl Spanien als auch die USA dienen als Modelle und Anreize, die Insel zu verlassen. Die NordamerikanerInnen verfügen zwar über keine Kultur, bringen der Insel jedoch den Fortschritt, wie aus den

⁴³ Die Familie Solís betont ihre Zugehörigkeit zur gebildeten Mittelschicht des Landes: „[...] somos clase media, pero de la clase media educada, no de la otra.“ (FD: 130)

Gesprächen der Tanten hervorgeht⁴⁴. Spanien hingegen repräsentiert die kulturellen Wurzeln der Familie, auf die sie besonders stolz sind. Diese Begeisterung für alles Spanische verinnerlicht Lidia, wie folgende Textpassage zeigt: „Teníamos a Tamaqui, una perra pastora mallorquina – porque todo lo que fuera posible tener con relación a España era preferible a lo demás – [...]” (FD: 18) Bei dem Besuch eines Maskenballs schildert Lidia die Aufmachung der gesamten Familie beim Fotomachen und erläutert mehrere zentrale Aspekte der Identitätskonstruktion: „[...], parados derechitos, españolizados en aquel ambiente, eternizados como españolitos para futuras generaciones de Solís, blancos, gente y miembros de la Casa de España.” (FD: 128) Erstens bezieht sich die Protagonistin auf die Hautfarbe und somit auf die ethnische Zugehörigkeit, zweitens betont sie die hispanischen Wurzeln der Familie. Aber nicht nur spanische Traditionen werden in der Familie wertgeschätzt, auch die Kulturen anderer europäischer Länder werden über die puerto-ricanische gestellt⁴⁵. Diese Ansichten verinnerlichen Lidia und ihr Bruder, so dass sie in einem Gespräch über berühmte Maler mit Onkel Sergio argumentieren:

„Pero puertorriqueños no hay“, dije yo. „Es verdad“, me apoyó Andrés. „No hay ningún puertorriqueño famoso porque en Puerto Rico no hay mucha cultura y esta isla es muy pequeña. Ahora que somos Estado Libre Asociado es que ha empezado a progresar Puerto Rico, pero como parte de Estados Unidos. Si somos americanos, las pinturas de los americanos son las nuestras, ¿no?“ (FD: 25)

Die Kinder wachsen in der Überzeugung heran, eine puerto-ricanische Kultur existiere erst durch den Anschluss an die USA und durch die damit erfolgte Übernahme der amerikanischen Literatur, Kunst, etc.

10.3 Kulturelle Selbstbilder und Geschlechteridentitäten der Figuren

Bei der Lektüre des Romans stellt sich heraus, dass die Kategorien soziale Gruppe, Hautfarbe und Geschlecht bei der Bewertung einer Figur von enormer Wichtigkeit sind. Die Diskurse zu Ethnie und Geschlecht sind im Leben von Lidia allgegenwärtig. Wie sie selbst rückblickend erkennt orientieren sich die Erwachsenen in ihrem sozialen Umfeld an dominanten Meinungen, Konzepten und Überzeugungen:

Así nos iban educando con una mezcla de conceptos científicos y religiosos, verdaderos y falsos, liberales y conservadores, producto de sus miedos y

⁴⁴ „Pero a pesar de que no tuvieran cultura, a los americanos había que admirarlos y quererlos más que a nadie, porque eran buenos, habían salvado al mundo del nazismo y ahora estaban en vías de salvarlo del comunismo. Además eran genios de la tecnología y el progreso.“ (FD: 47)

⁴⁵ Tante Ele sagt beispielsweise: „Insistíamos siempre en lo de los pintores franceses porque Tía Ele aseguraba que Francia era el país más culto del mundo, y todos debíamos aspirar a ser como los franceses.“ (FD: 25)

prejuicios o de sus conocimientos y convicciones, que nos tomó una vida reorganizar y clasificar. (FD: 33)

Hiermit spricht die Protagonistin bereits an, dass die in ihrer Kindheit erhaltenen Informationen kritisch zu betrachten sind und sich rückblickend als irreführend erwiesen haben.

10.3.1 Männliche Figuren im sozialen Gefüge

Eine männliche Autorität im Hause Solís ist Papa Fernando, der bereits vor Jahren verstorben ist. Als Arzt mit spanischer Herkunft wird er als anständiger, bewundernswerter Mann von den Familienmitgliedern beschrieben: „[...] vestido siempre de traje de hilo blanco de tres piezas, con sombrero panameño y bastón de pino.“ (FD: 40) Aufgrund der Aussage von Sara F. „[...] era un hombre brillante, impecable, [...]“ (ebd.) werden seine Stimme und alle Zitate, die auf ihn zurückzuführen sind, legitimiert. Abgesehen vom Großvater Lidias, gibt es einige wenige Hinweise auf ihren Vater, der im Krieg verstarb und ebenfalls als Arzt tätig war. Zu ihm als Person werden jedoch keine genauen Angaben gemacht, ausschließlich seine hellen, grünen Augen werden mehrmals erwähnt⁴⁶.

10.3.2 Die Figur des Sergio – ein dekonstruierendes Identitätsmodell

Der zentrale männliche Charakter ist Onkel Sergio, der in den Frauenhaushalt eintritt und dadurch Lidias Alltag verändert. „Era un hombre. Y nosotros, por todo lo que podíamos recordar de nuestras vidas, habíamos vivido siempre entre mujeres.“ (FD: 13)

Durch Lidias Schilderung seiner Gegenwart wird der Eindruck vermittelt, dass ein Mann die Situation im Haus grundlegend verändere. Zwischen der ‚männlichen‘ und der ‚weiblichen‘ Art und Lebensweise existieren für das Mädchen essentielle Unterschiede, die ihr bisher unbekannt waren. „[...] no había ningún hombre que estableciera su ritmo de vida y su modo de varón junto a nosotros, o que marcara nuestro mundo.“ (FD: 17) Lidia fühlt sich von Beginn seines Aufenthaltes an mit ihm verbunden, zum einen durch Merkmale ihres Aussehens – die grünen Augen⁴⁷ – zum anderen durch seinen ruhigen, zurückhaltenden Charakter. Die Beschreibung aus Lidias Perspektive liefert Informationen zu seiner Person, die bereits implizieren, dass es sich nicht um einen dem Stereotyp entsprechenden Mann

⁴⁶ Bei einem Gespräch über die europäischen Vorfahren der Familie Solís heißt es: „De Marie Dubois heredaron algunos los ojos verdes, ustedes, su papá que en paz descance, Sergio, ...“ (FD: 41)

⁴⁷ Sergio führt dies selbst als verbindendes Element an: „Él [Sergio, Anm.] decía que nosotros éramos únicos porque éramos los únicos tres con ojos verdes en la familia, y nosotros nos holgábamos de eso, [...]“ (FD: 85)

handelt. Er wird nicht als männlich konzipiert; vielmehr schildert Lidia seine ‚weiblichen‘ Wimpern und seine Schüchternheit:

De la parte de atrás del auto se bajó un hombre alto, vestido con traje marrón a rayas y sombrero de panamá. [...] Sus ojos enormes, de pestañas largas casi de mujer, recorrían todas las paredes, las tablas, las ventanas, los árboles [...]. Era obvio que era tímido con los que no conocía, al igual que nosotros y se parecía a nosotros [...]. (FD: 12)

Die Vermutung, dass Sergio homosexuell ist, wird aufgrund seines Verhaltens und Lidias Kommentaren fortwährend bestätigt. Nach Sergios Tod spricht sie es aus Sicht der Erwachsenen auch direkt an: „Según nos fuimos enterando, él fue un paria, un inconforme y, probablemente, un homosexual.“ (FD: 160)

Durch die Anwesenheit Onkel Sergios geraten die vermittelten Informationen zu den Geschlechtern ins Wanken – er fungiert als Gegenentwurf und entlarvt die von den Tanten vermittelten Zuschreibungen als reine Fiktion. Die verweinten Augen Sergios bringen die Überzeugungen der Kinder zum Einstürzen, die es niemals für möglich gehalten hätten, dass ein Mann diese Emotionen zeigt: „Por la mañana amaneció con los ojos rojos, luego había llorado. ¡LLORADO! ¡Un Tío hombre había llorado! Andrés y yo nos quedamos sorprendidos pero no preguntamos nada.“ (FD: 80)

Dennoch gibt es seitens Sergio Bemühungen, sein sexuelles Verhalten der Norm entsprechend zu gestalten. Die öffentliche Meinung in Puerto Rico zu Homosexuellen ist sehr kritisch⁴⁸, daher lebt er seine eigentliche Sexualität nicht aus. Er schläft hingegen mit der Hausangestellten Michaela. „En la cama, desnuda, estaba Micaela, y Tío Sergio, vestido, acostado encima de ella.“ (FD: 135) In dieser Szene wird durch Michaela, eine Frau aus der sozial schwachen Schicht, wiederum der Bezug zum Diskurs der Libertinage hergestellt⁴⁹. Sie ist nackt, während Sergio seine Kleidung anhat und damit vor Lidias Blick geschützt ist. Zudem ist Sergio nicht in der Lage, den Geschlechtsakt zu vollziehen. Er scheitert daher in dem Versuch, seinem Geschlecht zu entsprechen. „Le oí decir a ella: ‚No importa, eso no es nada, aunque te pase a menudo, algún día se te quitará, voy a subir ahora [...]‘.“ (FD: 135)

⁴⁸ In der Familie Solís wird Homosexualität als etwas Furchtbares konzipiert: „–Qué barbaridad, tan guapo – decía Nati. –Sí hombre, pato, le salió pato ese muchacho a la pobre Tati Almeyda.“ (FD: 35)

⁴⁹ Diese Inszenierung von Michaela anhand ihres Verhaltens gegenüber Männern ist auch in anderen Passagen gegeben. Bereits bei Beschreibung Michaelas wird auf ihren lockeren Umgang mit dem männlichen Geschlecht hingewiesen; diese erste Einschätzung wird durch Lidias Beobachtung unterstrichen. „Mamá Sara tenía una muchacha, Micaela, [...], aunque le regañaba casi a diario porque ella se quedaba de tarde frente al portón, hablando con otras muchachas del vecindario, o con amigos que eran como novios y le pitaban para que saliera.“ (FD: 15f.)

10.3.3 Soziale Hierarchien: Konstruierte Überlegenheit

Sergio unterscheidet sich durch seine Geschlechteridentität vom konstruierten Männerbild, aber auch hinsichtlich seines ethnischen und kulturellen Selbstbildes distanziert er sich vom familiären Ideal. Im Gegensatz zu den weiblichen Mitgliedern der Familie spricht er Puerto Rico eine eigene, genuine Kultur zu. Er thematisiert die Geschichte der Insel und betont, dass es sich dabei um ‚seine‘ persönliche Historie handelt. Beim Gespräch über Segundo Ruiz Belvis klärt Sergio die Kinder über die Rolle dieses Abolitionisten in der puerto-ricanischen Geschichte auf: „Que fue un hombre muy importante en nuestra historia, un abolicionista; ayudó a que hubiese más justicia en Puerto Rico, estaba en contra de la opresión...“ (FD: 64) Es ist das erste Mal für Lidia, dass sie etwas über die Vergangenheit des Landes erfährt, da ihre Familie dieses Thema bewusst von ihr fernhält. Sergio bewertet Puerto Rico und seine Kultur positiv, er nimmt eine stolze Haltung ein und äußert diese auch gegenüber den Kindern in einer Unterhaltung über Briefmarken. „–Pero nos on bonitos como los ingleses y españoles o los de Mónaco –le argumentaba Andrés. –No, no son bonitos así, pero son de Puerto Rico –decía [Sergio, Anm.]. Era tan hermético y extraño.“ (FD: 109) Die Tatsache, dass Onkel Sergio sich für die puerto-ricanischen Briefmarken stark macht, ist verwirrend für Lidia. Sie argumentiert aufgrund dieser Begebenheit, dass er eigenartig sei.

Auch in Bezug auf die puerto-ricanische Musik – insbesondere Danzas – oder die Literatur repräsentiert Sergio eine Gegenposition zur aufstrebenden Mittelschicht, die sich ausschließlich mit europäischen und nordamerikanischen Elementen identifiziert. Deshalb sieht Lidia seine Gegenwart als einen entscheidenden Faktor in ihrer subjektiven Identitätsbildung, wie später dargelegt wird.

Zudem bemüht sich Sergio um die Rekonstruktion der Familiengeschichte anhand von Fotos, er möchte sogar einen Stammbaum erstellen. Es ist ihm ein Anliegen, die Vergangenheit zu erhalten und die persönlichen Wurzeln zu dokumentieren. Darin manifestiert sich meines Erachtens ebenfalls seine Interesse für die eigene Geschichte, die subjektiven Hintergründe, die für das Selbstbild unabdingbar sind. „Entonces quiso ver las fotos. Pidió que todos buscáramos las fotos de la familia y quiso verlas y repasarlas todas.“ (FD: 133)

Als weiterer wichtiger Aspekt ist seine ablehnende Haltung gegenüber ethnischen und sozialen Grenzen anzuführen. Während die Familie Solís ihren sozialen Umgang sehr bewusst wählt und diese Barrieren internalisiert hat, ignoriert Sergio die gesellschaftlichen Hierarchien gänzlich. Er betritt sogar das Haus von Don Gabriel, einem Nationalisten, und seiner Tochter Margara, die einen zweifelhaften Ruf genießt. Die Tanten verbieten Lidia jegliche Kontaktaufnahme mit diesen Nachbarn, Sergio klettert aber über den Zaun und bietet ihnen

seine Hilfe an. „Entonces vimos [Lidia, Andrés und Quique, Anm.] cómo se asomó, pensó unos segundos y al fin gritó: „Don Gabriel, wie er sich hinüberlehnte, einige Augenblicke nachdachte und schliesslich rief, „Don Gabriel, ¿necesita ayuda?““ (FD: 55)

Der Bruder Andrés und der Cousin Quique werden hingegen nicht als Männer, sondern als Kinder konzipiert. Die Tanten und die Großmutter legen großen Wert darauf, dass eine Diskrepanz zwischen einem erwachsenen Mann und einem Jungen besteht. Dies spiegelt auch die Trennung bei den Wäschekörben wieder, die von der Familie strikt durchgezogen wird. Begründet wird dieser Unterschied zwischen Kind und Mann folgendermaßen:

–Porque es un hombre y sus humores, sus sudores son distintos –dijo sin tener ganas de explicar más. –¿Y por qué Andrés sí echa su ropa en el de las mujeres? – No es el de las mujeres, es el de la familia, Andrés es un niño aún, pero el Tío es un hombre. (FD: 88)

Aufgrund der lange fehlenden männlichen Bezugsperson machen sich die Frauen Sorgen um Andrés und seine Maskulinität. Demnach ist ein Mann im Haus ein wichtiger Faktor bei der Konstruktion einer männlichen Geschlechteridentität und für Andrés unabdingbar in seiner Entwicklung. Der ausschließliche Umgang mit Frauen führt in der Auffassung von Onkel Roberto zur Homosexualität⁵⁰. Die geschlechtliche Zugehörigkeit von Andrés wird zu einem späteren Zeitpunkt nochmals thematisiert; dieses Mal von seinen Schulkollegen, die ihn als Mädchen beschimpfen. Da Andrés sich nicht prügelt und sich ruhig verhält, wird ihm von den Klassenkameraden seine Männlichkeit abgesprochen. „Le decían ‚muchacha‘, a él que no era pato ni afeminado ni nada, pero es que era tranquilo y no le gustaba pelear y lo molestaban y lo cucaban para humillarlo.“ (FD: 97)

Die Figur von Quique erlaubt hingegen keine Rückschlüsse auf die Konstruktion von Geschlechterkonzepten. Jedoch können anhand seines Aussehens die Schönheitsideale der puerto-ricanischen Mittelschicht nachvollzogen werden. „Pero no era a mí ni a Andrés a quien miraba, era a Quique, que era tan lindo que todo el mundo lo miraba. Era porque tenía ojos azules y el pelo rubión, en ricitos, y en este lado del mundo siempre decían que de esos colores, la gente era más linda.“ (FD: 8) Hierbei zeigen sich auch explizite ethnische Abgrenzungen. Die helle Haut- und Haarfarbe sind von enormer Bedeutung und suggerieren gleichzeitig eine Abwertung der dunklen Hautfarbe.

⁵⁰ „–Ven, hay que tener cuidado –dijo Tío Roberto– por eso a Andrés hay que dejarlo que coja calle, que se haga hombre y no esté siempre entre tantas mujeres.“ (FD: 36)

Das Thema der ethnischen Zugehörigkeit ist bei der Herausbildung der eigenen Identität sehr präsent. Die Familie Solís führt ihre abwertende Haltung gegenüber dunkelhäutigen Menschen meist nicht explizit aus, weist aber auf die Relevanz der hellen Haut hin: „Se ve de lo más buena, pero se le cruzan los colmillos –añadió Nati. –Bueno, al menos es blanca –dijo Sara F.“ (FD: 116) In diesem Dialog sprechen die Frauen auch über den Stammbaum der zukünftigen Ehefrau eines Onkels, ihre Herkunft wird diskutiert, wobei meiner Meinung nach eine inhaltliche Nähe zur *limpieza de sangre* gegeben ist: „–Vaya a usted a saber. ¿Y los parientes que dejó en Cuba? Hay que ver a toda una familia para ver si después no te requintan.“ (FD: 116) Somit wird die Genealogie zu einem wichtigen Kriterium bei der Akzeptanz von Personen. Die Familie vertritt die Meinung, dass dunkelhäutige und hellhäutige Menschen nicht heiraten sollten, denn: „–Nosotros no tenemos nada en contra de los negros, ¿cómo va a ser? Si Baltazara nos crió a nosotros. Es que una cosa es juntos y otra revueltos.“ (FD: 117) Die gesellschaftlichen Grenzen sind folglich in Lidias Alltag gegenwärtig und beeinflussen ihre Wahrnehmung. Sie argumentiert in einer Diskussion, dass das Kind eines *mulato* trotz seiner Gene, eine helle Hautfarbe haben kann. Daraufhin nimmt Tante Nati eine weitere Differenzierung zwischen den Hauttönen vor: „Pero María de los Angeles, la nieta del Dr. Ponce, es de papá mulato y ella es blanca y linda. –Sí, pero fíjate es que es *high yellow*, no es blanca...“ (FD: 117) Bei diesen Ausführungen spielen laut Lidia jahrhundertalte Diskurse eine Rolle, die die Meinung der Menschen geprägt haben⁵¹. Die Erwachsenen vermitteln den Kindern demnach von klein auf, dass Unterschiede zwischen den ethnischen Gruppen bestehen und diese auch gewahrt bleiben sollen. Daher wird den Burschen nahegelegt, dass sie keine dunkelhäutige Frau heiraten sollen. „Andrés y Quique aprendieron que cada vez que querían molestar a la familia bastaba amenazar con que se casarían con negras [...]“ (FD: 117) Lidia nimmt die Abwertung dunkelhäutiger Personen als etwas Selbstverständliches hin und erwähnt bei der Aufzählung der ‚Guten‘ in der Welt „la gente preferiblemente blanca“ (FD: 33).

Auch Lidia ist sich der sozialen Unterschiede bewusst und übernimmt die Selbsteinschätzung ihrer Familie, die sich als gebildet, hellhäutig und kultiviert betrachtet. Deshalb ist die Konfrontation mit ihren spanischen Cousins ein Schock: „Algunos primos españoles me parecieron más oscuros de la cuenta, [...]“ (FD: 148) Die Tatsache, dass die spanische Verwandtschaft teilweise etwas dunkelhäutiger ist, bringt Lidias Identitätskonstruktion durcheinander. Besonders da die spanischen Wurzeln innerhalb ihrer Familie mit Stolz

⁵¹ Lidia spricht die Internalisierung solcher Vorurteile und Diskurse zu den ethnischen Gruppen direkt an: „Y así por el estilo fuimos interiorizando todas las razones heredadas de siglos sobre por qué las razas no deberían mezclarse.“ (FD: 117)

angeführt werden. Ihr Bruder beruhigt sie schließlich mit dem Verweis, dass die Mauren lange Zeit auf der iberischen Halbinsel lebten und daher manche SpanierInnen einen dunkleren Hauttyp aufweisen. Ich sehe in dieser Argumentation eine bewusste Distanzierung von den dunkelhäutigen Menschen Puerto Ricos, deren afrikanische VorfahrInnen als SklavInnen in die neue Welt gebracht wurden.

Die Verneinung einer karibischen – und in einem größeren Rahmen lateinamerikanischen – Identität manifestiert sich in den Kommentaren, die an Lidia und ihren Bruder gerichtet sind. Die Diskussion bezüglich schönen Reisezielen beantwortet Tante Ele mit einer Abwertung der lateinamerikanischen Länder: „Es una región muy triste, donde sólo hay indios pobres, hambrientos, muy sucios.“ (FD: 66) Die indigene Bevölkerung als „sucios“ zu bezeichnen, verweist wiederum auf den Diskurs der primitiven Wilden, der das Bild über Jahrhunderte hinweg prägte.

Die Familie Solís erzeugt ihre Identität als gebildete, weiße Mittelschicht durch performative Akte. Das bewusste Abgrenzen von den sozial schwächeren Gruppen erfolgt beispielsweise durch das Tragen von bestimmter Kleidung, wie Lidia festhält: „Por no parecernos a los negros no nos estaba permitido usar jamás el color lila, [...]“. (FD: 118) Sie beachten strenge Regeln hinsichtlich ihrer Kleiderwahl und ihres Auftretens in der Öffentlichkeit, um den Erwartungen an ihre soziale Gruppe zu entsprechen. Dazu zählt etwa auch, dass außerhalb des eigenen Zimmers keine schlichte Kleidung getragen werden darf, da dies sonst nur Marktverkäufer tun⁵². Sergio wird hierfür getadelt, weil er sich nicht den Ansprüchen konform anzieht und pflegt. Innerhalb der Familie existieren demnach strikte Vorgaben und Regeln, die kontinuierlich wiederholt werden und identitätsstiftend wirken.

10.3.4 Weibliche Figuren im sozialen Gefüge

Die Frauenfiguren sind in diesem Roman dominant; sechs erwachsene Frauen leben in der Villa Aurora zusammen und stellen die zentralen Bezugspersonen von Lidia dar. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass die Rückkehr von Onkel Sergio große Veränderungen bedeutet. Als weibliches Familienoberhaupt fungiert Mama Sara – die Großmutter, sie nimmt seit dem Tod ihres Mannes die anführende Position ein.

⁵² „No, a eso no ha llegado, pero anda desaliñado a veces, no se afeita baja en camiseta. –¿En camiseta? –Sí, hombre como los placeros, tiene mucha dejadez.“ (FD: 83)

Auch die Kinder wissen, welche Bedeutung das richtige Benehmen und die richtige Kleidung hat: „Estábamos vestidos con nuestra mejor ropa, exterior e interior, pues era importante tener siempre la ropa interior limpia, [...]“. (FD: 44)

Y sobre todas ellas, y sobre nosotros, estaba Mamá Sara. Mama Sará tenía una silla alta, como de reina, que ponía en la cabecera de la mesa del comedor e insistía en que la del otro lado se dejara vacía para que allí se sentara el Hombre, que podía ser, según quien estuviera de visita, [...]. [...], dominaba en espíritu el hogar sin hombre de nuestra familia. (FD: 15)

Obwohl Mama Sara die Funktionen des Mannes der Familie übernommen hat und dementsprechend agiert, ist die Anwesenheit eines männlichen Besuchs ein besonderes Ereignis, wie aus dieser Textstelle hervorgeht. Es existiert eine Geschlechterhierarchie, die trotz des Fehlens eines Mannes nicht gänzlich aufgehoben wird. Die traditionell männliche Rolle als Ehemann beziehungsweise Vater bleibt aber auch nach Sergios Rückkehr unbesetzt, denn er übernimmt keineswegs die Position als entscheidende und handelnde Instanz. Die Frauen teilen sich weiterhin die Aufgaben im Haus auf, ergreifen sogar die Initiative für Sergio, indem sie ihm einen Job suchen. Er als zentrale männliche Figur nimmt bewusst keine handelnde Position ein, er bleibt passiv, während die Frauen die Entscheidungsmacht weiterhin unter sich aufteilen.

Es fällt auf, dass die weiblichen Charaktere einen modernen Typus von Frau repräsentieren. Sie leben nicht nach dem *casa/calle*-Ideal, sondern gehen alle Tätigkeiten außerhalb der eigenen vier Wände nach. Sie sind beruflich erfolgreich, fahren mit dem Auto und unternehmen Reisen. Interessanterweise wird die Nachbarin Margara aufgrund ihres sozialen Status innerhalb der Familie abwertend dargestellt, wobei darauf hingewiesen wird, dass sie eine „mujer callejera“ sei (FD: 7). Lidia stellt in ihren Angaben zu Margara ebenfalls einen engen Bezug zwischen der Frau und dem öffentlichen Raum Straße her. Somit findet das tradierte Ideal bei Margara Anwendung – anhand ihrer Präsenz in den Straßen der Stadt wird auf ihre Tätigkeit als Prostituierte hingewiesen⁵³. Die Kinder entwickeln eine große Neugierde für ihre Person, da sie innerhalb der Familie als das ‚Böse‘ gilt und somit eine Faszination ausübt. Sie ist eine der wenigen weiblichen Figuren, die von Lidia ausführlich beschrieben wird, wobei ihre körperliche Schönheit zentrales Thema ist⁵⁴. Außerdem erwähnt Lidia den Geruch von Margara, den sie als Geruch einer „mujer de pueblo“ interpretiert; sie weist ihr daher aufgrund ihres Körperduftes eine bestimmte soziale Position zu.

⁵³ „La Margara caminaba con cara huraña por nuestra calle, pero todos se volvían para mirarla. En el Cafetín Dos Hermanos, en la esquina, los hombres se asomaban a las puertas para silbar y gritarle, de vez en cuando, „Mami, qué buena estás.“ (FD: 7)

Oder auch: „Nos habían explicado que la Margara era una mujer callejera, mala; y entendíamos sin entender que hacía cosas que uno no se podía ni imaginar.“ (FD: 7)

⁵⁴ „La Margara estaba frente a nosotros. Nunca le habíamos visto tan de cerca. Nunca su cara tan linda, sus ojos de almendra, sus labios como en puchero, su olor de mujer, ya identificado por nosotros como olor de mujer de pueblo.“ (FD: 7f.)

Innerhalb der Frauengemeinschaft sind die Diskurse zum Frausein, zum weiblichen Verhalten und der weiblichen Sexualität allgegenwärtig. Obwohl lange Zeit kein männliches Gegenüber in der Familie vorhanden ist, erhalten Lidia und ihr Bruder kontinuierlich Informationen in Bezug auf Geschlechterkonzepte. Die Haltung ihrer Mutter wird etwa von den anderen kritisiert, da sie nicht feminin ist: „Mis tías Elena y Sara F. le pedían que no se parara así, que no se veía bien, que no era femenino, [...]“ (FD: 5) Die Familienmitglieder erinnern Lidia ständig an die Verhaltensweisen einer jungen Dame, weisen sie zurecht und machen ihr Vorwürfe⁵⁵. Dabei werden auch geschlechterspezifische Unterschiede vorgenommen und es wird deutlich, dass für Männer und Frauen unterschiedliche Verhaltensnormen gelten. „Tú tienes que corregir ese genio, ¿sabes?, en eso saliste a tu padre, pero en hombre pasa, en una mujer sólo lleva a la vulgaridad, a la parejería.“ (FD: 57) Mit der Ankunft von Onkel Sergio werden die Ermahnungen bezüglich der Geschlechterbeziehungen häufiger und Lidia lernt, dass es eine ‚naturegegebene‘ Hierarchie gibt. „El es un hombre, y a los hombres no se les va detrás preguntándole qué hacen o qué dejan de hacer.“ (FD: 13)

Die Familie ist streng katholisch und orientiert sich in ihrer Konzeption von Sexualität an den Moralvorstellungen der Kirche. Die Kinder erhalten keinerlei Informationen zum Thema Sexualität und Fortpflanzung; Lidias Wissen beschränkt sich zunächst auf einen Witz, der den Geschlechtsakt zwischen einem Mann und dem Dienstmädchen thematisiert⁵⁶. Darüber hinaus wächst Lidia ausschließlich mit den strengen katholischen Diskursen auf, die das Bild der Frau als Versuchung propagieren. In einer Diskussion über unehelichen Sex und die fatalen Konsequenzen für die Beteiligten betont Mama Sara: „Bueno, de todas formas es culpa de la mujer“, terminó Sara F. „Las mujeres que se portan mal son viciosas, lo hacen por vicio, en cambio, los hombres, muchas veces no pueden evitarlo, el hombre tiene el lobo por dentro...“ (FD: 34) Damit wird ausschließlich dem weiblichen Wesen die Schuld an sündhaftem Verhalten zugewiesen. Diese Auffassung übernimmt Lidia und macht sich in ihrer Pubertät große Vorwürfe, als sie sich für den menschlichen Körper und die Fortpflanzung zu interessieren beginnt. Sie ist davon überzeugt, ein schlechter Mensch zu sein, weil sie lasterhafte Gedanken hat. „En cambio las mujeres éramos sólo viciosas porque Dios sí nos

⁵⁵ So bemängeln die Tanten ihre Fingernägel, die nicht denen eines jungen, gebildeten Mädchens entsprechen: „Ningún francés te va a querer besar la mano, por comerte las uñas, mira qué feas se ven tus manos. Si los ojos son el espejo del alma, las manos son el espejo de la educación. Las manos descuidadas significan gente que no se asea, que es tirada por naturaleza, mal te veo si sigues así, [...]“ (FD: 68)

⁵⁶ Dieser Witz gibt zusätzlich Auskunft über das vermeintliche Wesen von Hausangestellten, die aus sozial schwachen Gruppen kommen. Sie sind wiederum als sexuelle Gespielinnen der Männer konzipiert. „Nuestra relación con la naturaleza sexual de los seres humanos se limitaba a dos o tres chistes no muy bien entendidos de un señor que llamaba a su órgano ‚el carro‘ y una mamá que llamaba a su vulva ‚el garage‘ y un niño gritaba ‚Mamá, mamá, papá está metiendo el carro en el garaje de la sirvienta.“ (FD: 88)

había dado la fuerza y la gracia divina para aguantar la tentación, [...].“ (FD: 93) Auch ihr Bruder Andrés wächst mit diesen Diskursen auf und macht Lidia aufgrund ihres Verhaltens Vorwürfe. Er erinnert sie daran, dass sie als Frau rein und unschuldig sein müsse, während man ihm als Mann bestimmte Dinge nachsehe⁵⁷.

Lidias Geschlechteridentität als Frau wird demnach durch diskursive Aussagen konstruiert, sie verinnerlicht die Vorgaben einer moralisch anständigen Lebensführung und ist sich der Grenzen ihres Geschlechts bewusst. So sagt sie etwa: „[...] yo era mujer, yo no hubiese podido visitar así esa casa de gente mala, [...].“ (FD: 56) Auch die ständigen Ermahnungen, die sie darauf aufmerksam machen, dass sie ein Mädchen ist und sich dementsprechend verhalten muss, haben großen Einfluss auf ihr weibliches Selbstverständnis. Diese kontinuierliche Erwähnung und Betonung ihres Geschlechts sind performative Akte, die eine bestimmte dem ‚weiblichen‘ Wesen entsprechende Verhaltensweise von Lidia zur Folge hat. Sie hat ständig die Befürchtung, nicht wirklich ‚weiblich zu sein‘. Insbesondere als sie ihren Bruder vor seinen Mitschülern verteidigt und sich mit ihnen prügelt, überschreitet sie die Geschlechtergrenzen. Die Schlägerei wird als ‚Männersache‘ konzipiert, die Beteiligung eines Mädchens demütigt Andrés, weil er sich nicht selbst wehren kann. Aufgrund ihres Auftretens bezeichnen die Burschen Lidia als „marimacha“ (FD: 98).

Lidias Konzept von Geschlechterbeziehungen inkludiert auch eine soziale Komponente. In ihrer Auffassung heiraten Männer aus gehobenen sozialen Gruppen keine Frauen, die den sozial schwachen Schichten angehören⁵⁸. Demzufolge existieren in ihrer Welt nicht nur geschlechterspezifische Grenzen, sondern auch soziale und ethnische Unterschiede, die im gesellschaftlichen Miteinander zum Tragen kommen.

Sie bemüht sich weiterhin den Erwartungen an sie als Mädchen der Mittelschicht gerecht zu werden; mit Übertritt in die katholischen Oberschule versucht sie sogar, das Auftreten der Schwestern nachzuahmen und ein ‚anständiges‘ Leben zu führen⁵⁹.

10.3.5 Die Identitätskonstruktion der Protagonistin

Auch ihre kulturelle Identität baut Lidia nach den Vorgaben ihrer Familie auf: sie negiert zunächst ihre puerto-ricanische Herkunft⁶⁰. Dies zeigt sich etwa in einer Diskussion um

⁵⁷ „Tú eres una mujer y no se supone que hagas nada. Las mujeres tienen que ser limpias. Tú nunca te vas a conseguir novio, nunca te vas a poder casar si no eres limpia.“ (FD: 93)

⁵⁸ „Que esa mujer de pueblo pudiera casarse con el americano guapo arqueólogo y se quisieran como con pasión – [...] – eso, más que nada en el mundo, me causaba un tremor que no podía explicar.“ (FD: 122)

⁵⁹ „Traté de ser buena. También, casi beata, de ir a Misa todos los días para purgar mi alojamiento de Dios.“ (FD: 145)

⁶⁰ „Y eso es comida de jíbaros. ¿Por qué nos dicen que ser jíbaros es no comer de todo y entonces nos enseñan porquerías de las que comen los jíbaros? Yo sé comer bistecs y papas fritas y Andrés come papas majadas que es

typisches puerto-ricanisches Essen – der Yautía. Dieses Gemüse ist in Lidias Auffassung eine Speise der *jíbaros*, von denen sie sich bewusst distanziert. Sie beharrt auf den nordamerikanischen Speisen wie etwa Hamburger, Pommes frites und Coca Cola. Dies ist ein performativer Akt, durch den sie sich der US-amerikanischen Kultur annähert und diese als ihre eigene konstruiert.

Auch in Bezug auf die Sprache zeichnet sich ab, dass Lidia sich stark an den amerikanischen Einflüssen orientiert. Sie liest ausschließlich englischsprachige Literatur und weist der englischen Sprache mehr Bedeutung als ihrer Muttersprache zu: „[...], y así llegué a conocerlo mejor que el español.“ (FD: 142) Sie verdrängt alle Aspekte einer puerto-ricanischen Kultur aus ihrem Alltag, sei es nun die Musik, die Literatur, die Fernsehsendungen, etc. Sie kreiert ihre eigene Welt, in der sie sich nach den Normen der katholischen Kirche und ihrer weiblichen Familienmitglieder richtet. Wie sie selbst im Brief an Sergio meint, hat sie dadurch das Gefühl, ihr Leben – ihre Persönlichkeit – unter Kontrolle zu haben. „Todo parecía estar bajo control los primeros años de mi escuela superior porque con mi fantasear, podía escapar a mis sentimientos de inferioridad y de colonizada, [...]“. (FD: 149) Doch durch den Umgang mit Onkel Sergio, seinem vermeintlichen Verrat durch den sexuellen Kontakt zu Michaela und seinem schlussendlichen Fortgang, wird Lidia wachgerüttelt. Sergio verlässt die Familie wieder, doch seine Einstellung und Haltung hat bei der Heranwachsenden einen Prozess der Identitätsfindung ausgelöst. Ihre Zerrissenheit tritt bei einem Versuch, ein amerikanisches Gedicht im puerto-ricanischen Urwald zu interpretieren, deutlich zu Tage:

Nos fuimos una semana a El Yunque y yo andaba con el poema para arriba y para abajo, recitándolo en el monte, segura de que en ese ambiente tan parecido, en el bosque mimso, se me ocurriría lo más poético, lo más genial. (FD: 143)

Sie bemerkt jedoch auf schmerzliche Weise, dass sich diese zwei Elemente nicht vereinen lassen. Ein nordamerikanisches Gedicht über den Wald hat keinerlei Bezug zum tropischen Urwald auf der Insel. Lidia erkennt, dass Puerto Rico eine eigene Literatur haben muss, eine Literatur, die die Eigenheiten des Landes widerspiegelt und insbesondere auch dessen BewohnerInnen.

Durch dieses Erlebnis beginnt eine Rückbesinnung – eine Bewusstmachung von puerto-ricanischen Elementen, die bisher keine Rolle gespielt hatten. Ein solcher Faktor ist die Musik, die Lidia plötzlich in ihrem Leben akzeptiert. Sie hört zum ersten Mal bewusst ein

lo que le van a servir en el Army cuando él vaya al Army. Y yo como hot dogs y él haburguers y yo sandwiches de queso y Coca Cola [...]“ (FD: 67)

spanischsprachiges Lied, obwohl dies unvereinbar mit ihrem Selbstbild als moderne, englischsprechende Frau ist.

Me di entonces por ser ridícula, como decía Mami, y empecé a escuchar canciones en las estaciones de radio en español, en vez de las de en inglés. Yo, que quería ser como Grace Kelly en ‚High Society‘ o Doris Day en ‚Pillos Talk‘, me enamoré de una canción que me recordaba de tí, [...]. (FD: 149f.)

Darin verdeutlicht sie auch ihre bisherigen Idole, die Frauenfiguren, die ihr als Leitbild dienten. Es sind definitiv keine karibischen oder lateinamerikanischen Frauen, sondern US-Amerikanerinnen, an denen sich Lidia in ihrem Verhalten orientiert.

Das Verfassen des Briefes ist eine bedeutende Handlung für Lidia; erstmals spricht sie gegenüber Sergio offen über ihre Gefühle und Einstellungen bezüglich Puerto Rico. Sie schildert ihre Ablehnung gegenüber spanischen Helden, dem landestypischen Essen, der Musik und den Tänzen. Diese Reflexion über die eigene Persönlichkeit findet jedoch auf Spanisch statt. Erstmals seit langer Zeit schreibt Lidia wieder in ihrer eigentlichen Muttersprache: „[...] comencé a desbordarme en ti en un español incierto y auténtico y agarré papel y pluma para empezar esta carta [...]“. (FD: 155)

Den Prozess der Identitätsfindung teilt sie mit ihrem Cousin Quique. Sie beide versuchen die Geschichte Puerto Ricos zu rekonstruieren, die ihnen jahrelang vorenthalten wurde. In diesem Kontext thematisiert die Protagonistin auch die Historie der Insel, eine Geschichtsschreibung, die nie stattgefunden hat. Ihre Familie überhäufte sie mit Informationen zur historischen Entwicklung Europas, sah es jedoch nicht als notwendig, die Geschichte Puerto Ricos weiterzugeben. „Vivimos tantos años encerrados tras el cerco agridulce de la casa donde todo lo heredado era europeo y todo lo porvenir era norteamericano, que no podíamos saber quiénes éramos.“ (FD: 157) Demnach erhält Lidia durch ihre Familie und die Schule Zugang zur verschriftlichten Historie der beiden *soberanías*. Puerto Rico ist aber weder in der mündlichen Kommunikation noch in der offiziellen Geschichtsschreibung präsent.

Wie anhand der Analyse dargelegt werden konnte, ist die dominante Stimme in diesem Roman eine weibliche – Lidia erzählt aus ihrer Perspektive die Geschehnisse der Kindheit. Hierbei inkludiert sie die Aussagen und Meinungen der weiblichen Erwachsenen, um ihr kindliches Weltbild zu vervollständigen. Ihre Familienmitglieder leben nach den strengen moralischen Regeln der katholischen Kirche und den Normvorstellungen, die die gebildete Mittelschicht prägen. Die Protagonistin gibt diese Diskurse wieder; aufgrund ihrer naiven Vermittlung der dominanten Argumentationsweisen entsteht aber eine ironische Distanz.

Zudem verändert sich die Meinung Lidias mit den Jahren stetig, so dass sie in den letzten zwei Kapiteln korrigierend und modifizierend aus der Sicht der Erwachsenen eingreift. Als sprechende Instanz instrumentalisiert García Ramis folglich eine Frauenfigur, die ihre weibliche Version der Geschichte erzählen kann.

Die Familie Solís wehrt sich gegen eine puerto-ricanische Identität, indem sie sich in ihrem Verhalten ausschließlich an europäischen und amerikanischen Tendenzen orientiert. Sie versuchen den Lebensstil und die Kultur der *soberanías* zu übernehmen, um sich derart vom breiten Volk zu unterscheiden. Durch performative Verhaltensregeln und die explizite Abgrenzung von sozial Schwächeren sowie dunkelhäutigen Menschen schaffen sie ihr Selbstbild als mittelständische, gebildete, hellhäutige Personen.

Im Hinblick auf die Geschlechterkonzepte lassen sich bei den Figuren von Magali García Ramis innovative Strukturen erkennen: in der Villa Aurora leben bis zur Ankunft Onkel Sergios ausschließlich Frauen, die ihren Alltag selbst bestimmten. Sie sind alle beruflich erfolgreich und die Großmutter – Mama Sara – erfüllt die Funktionen eines Familienoberhauptes. Dennoch haben die weiblichen Figuren die Geschlechterhierarchien des Patriarchats verinnerlicht, so dass immer ein Stuhl am Ende des Tisches für einen Besucher frei bleiben muss. Lidia lernt zudem von Kindheit an, dass die Männer unabhängig und frei sein dürfen, während von den Frauen ein anderes Verhalten erwartet wird. Die einzige männliche Figur Sergio bewegt sich jedoch nicht entlang der als ‚männlich‘ definierten Attributen. Er dekonstruiert das Bild des starken Mannes und verkörpert ein gegenteiliges Modell. Durch die Anspielungen auf seine Homosexualität, sein Weinen, sein Interesse für Gedichte und Kunst werden die männlichen Zuschreibungen dekonstruiert. Zudem beharrt er auf seinen karibischen Wurzeln, inszeniert sich als Puerto-Ricaner, indem er lateinamerikanische Literatur und Musik schätzt. Er ist auch in Hinblick auf die sozialen Positionen sehr fortschrittlich, da er sich nicht scheut, mit Menschen aus anderen sozialen Kontexten in Kontakt zu treten.

Bei Lidias Konstruktion von (Geschlechter-)Identität sind geschlechtsspezifische Normen ein großes Thema; sie übernimmt das katholische Bild der Frau als Sünderin und ist folglich in einem ständigen Zwiespalt. Hin- und hergerissen zwischen Tabus und Neugierde bemüht sie sich den ‚weiblichen‘ Tugenden zu entsprechen und ‚anständig‘ zu sein. Zu diesen Diskursen zum „Frausein“ treten jahrhundertealte Einstellungen zu den verschiedenen ethnischen Gruppen und deren hierarchischer Beziehung zueinander. Sie bewertet etwa eine dunkle Hautfarbe als etwas Negatives, Anstößiges. Erst in der Pubertät, ausgelöst durch Onkel Sergios Haltung, begibt sie sich auf die Suche nach ihren eigenen Wurzeln. Dies impliziert

auch die Auseinandersetzung mit der puerto-ricanischen Kultur, Vergangenheit und Geschichtsschreibung.

11 Vergleichende Bemerkungen

Als abschließenden Teil der Analyse möchte ich die für mich relevanten Ergebnisse resümieren und vergleichend gegenüberstellen. Hierbei orientiere ich mich an den Hauptpunkten meiner Forschungsfrage: die Konstruktion von ethnisch-kulturellen Identitäten sowie Geschlechteridentitäten und sozialen Hierarchisierungen.

Während bei *Maldito Amor* die puerto-ricanische Identität durch die ständige Distanzierung und Abgrenzung von den USA inszeniert wird, erzeugen die Figuren in *Felices días, tío Sergio* ihr Selbstbild durch die Nachahmung von europäischen sowie amerikanischen Verhaltensweisen. *Lo puertorriqueño* ist innerhalb der Familie Solís etwas Negatives, Ordinäres, während die Familie De la Valle ihre Überlegenheit durch das ständige Verweisen auf das puerto-ricanische Element konstruiert. In den Romanen weist die Darstellung einer genuine Identität eine Gemeinsamkeit auf: Es handelt sich um eine ambivalente, zerrissene Identität, die durch die Einflüsse von außen maßgeblich verändert wird.

Die ethnische Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe ist ein dominantes Thema in beiden Romanen. Die Figuren distanzieren sich bewusst von Menschen mit anderer Herkunft, besonders wenn dies an physischen Merkmalen erkennbar ist. Dunkelhäutige Figuren verfügen in der Welt der ‚weißen‘ Oberschicht über eine niedrigere Position in der gesellschaftlichen Hierarchie. Dies halten sie sich kontinuierlich vor Augen, definieren die Unterschiede und stabilisieren somit ihre Identität. Ein zentraler Aspekt für die Identitätskonstruktion der Figuren in beiden Werken sind die spanischen VorfahrInnen und damit die Zugehörigkeit zur kreolischen Bevölkerungsgruppe. Zur Untermauerung der europäischen Wurzeln werden physische Merkmale, wie eine helle Haut und helle Augen, instrumentalisiert. Das europäische Aussehen dient als Legitimation für eine gehobene soziale Positionierung; Menschen mit indigenen oder afrokaribischen Einflüssen werden kritisch betrachtet. In *Maldito Amor* repräsentiert Titina die ewige Sklavin, die sich niemals aus der sozial konstruierten Rolle des Dienstmädchens befreien kann. In *Felices días, tío Sergio* sprechen die Figuren stets mit einer gewissen ablehnenden Distanz über dunkelhäutige Personen. Den Kindern wird vordergründig vermittelt, dass sie nur innerhalb ihrer eigenen ethnischen Gruppe Kontakte knüpfen sollen. In diesen Auffassungen manifestieren sich diskursive Aussagen der Kolonialmächte zur Wesenhaftigkeit der indigenen und afrikanischen Bevölkerung, die die soziale Hierarchisierung prägte. Das Gefühl der

Überlegenheit seitens der europäischen Kolonisierenden hat auch in den modernen Gesellschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts Bestand.

In beiden Romanen treten Charaktere auf, die das Ideal zerstören, indem sie ‚anders‘ sind. Trotz der Versuche von Nicolás und Sergio sich den Normen entsprechend zu verhalten, bleiben sie bis zuletzt außerhalb der dominanten Gruppe, außerhalb der Gesellschaft, der sie angehören würden. Diese Andersartigkeit wird durch zwei Komponenten geschaffen: zum einen anhand ihrer Geschlechtszugehörigkeit, da sie nicht als ‚männlich‘ konzipiert werden. Zum anderen durch ihren vorurteilsfreien Umgang mit Menschen anderer sozialer und ethnischer Gruppen. Sie widersprechen der als ‚normal‘ geltenden Hierarchie, die ihre beiden Familien vornehmen. Dadurch repräsentieren sie für mich ein dekonstruierendes Element; sie zeigen auf, dass trotz der diskursiven Praktiken andere Identitäten und Selbstbilder denkbar sind.

Abgesehen von einer ethnischen, kulturellen Identität, die auf aus- und abgrenzenden Diskursen basiert, finden auch Geschlechterkonzepte Eingang in die literarischen Texte. Diese tragen ebenfalls zum Selbstbild sowie zur Position der Figuren bei. In *Maldito Amor* treten Männerfiguren auf, die nicht nur eine Machtposition gegenüber anderen ethnischen Gruppen beanspruchen, sondern auch gegenüber Frauen. Julio Font übt beispielsweise physische und psychische Gewalt aus, die er anhand von diskursiven Aussagen legitimiert⁶¹. Diese Form der Machtausübung entspricht – in Anlehnung an Foucault – einer Herrschaft, da er Druckmittel anwendet, um seinen Willen durchzusetzen. Arístides recurriert ebenfalls auf diskriminierende Diskurse in seiner Interaktion mit weiblichen Figuren; er wertet Gloria ab, reduziert sie auf ihren Geschlechtskörper und bezeichnet sie geringschätzig als „negra“. Diesen Typus Mann integriert García Ramis hingegen nicht in ihr Werk. Es gibt keine dominante, Macht beanspruchende männliche Instanz in der Familie Solís. Die Geschlechterhierarchie wird vordergründig über die moralische Lehren der katholischen Kirche und eine damit einhergehende Degradierung der Frau als lasterhaftes Geschöpf erzeugt.

In den zwei Romanen emanzipieren sich die Frauenfiguren. Ausgehend vom Bild strategischer Machtbeziehungen, kann festgehalten werden, dass die Frauen ihre Position aktiv mitgestalten. Sie erarbeiten sich Freiräume und verfügen über Handlungsstrategien, die auf unterschiedlichen Strukturen basieren. Laura kann sich durch ihre finanziellen Mittel ein Mitspracherecht erkaufen, Gloria heiratet zum Ärgernis der gesamten Familie Nicolás und

⁶¹ Er verweist darauf, dass Frauen nichts zu sagen haben, da der Mann die führende Position einnimmt, vgl. Kapitel 7.3 Damit recurriert er auf die Tradition der patriarchalen Ordnung.

sogar Titina ergreift die Initiative, um ihr Leben zu gestalten. Auch wenn in *Maldito Amor* schließlich alles in Flammen aufgeht, so ist dies dennoch auf die Entscheidung einer dunkelhäutigen Protagonistin zurückzuführen. In *Felices días, tío Sergio* gestalten die weiblichen Charaktere ihren Alltag gänzlich ohne männliche Hilfe. Sie konstruieren aber eine interne hierarchische Struktur anhand des Alters und der Erfahrung; so gilt Mama Sara, die älteste von allen, als Entscheidungsträgerin, am unteren Ende der Skala befindet sich die Hausangestellte Micaela.

Die Autorinnen Ferré und García Ramis arbeiten mit dominanten Diskursen zu ethnischen Gruppen und Geschlecht. Ihre Haltung zeigt sich in den Brüchen, die sie entstehen lassen. Ferré legt alle Aussagen als Lügen offen, unterläuft den patriarchalen Diskurs und überlässt schließlich einer *mulata* die Stimme sowie die Handlungsmöglichkeit. García Ramis baut im literarischen Text eine Welt voller Vorurteile auf, durch die Reflexion der Protagonistin bricht diese jedoch zusammen. Sie löst sich aus ihrer Situiertheit als mittelständische, ‚weiße‘ Frau und erkennt schlussendlich ihre karibische Identität.

12 Conclusio

In diesem Kapitel sollen die zentralen Aussagen sowie Erkenntnisse nochmals resümierend dargelegt werden. Das eingangs formulierte Forschungsinteresse bezog sich auf die Konstruktion von (Geschlechter-)Identitäten sowie sozialen Hierarchien in einem postkolonialen Kontext. Im Mittelpunkt stand die Offenlegung von Diskursen und performativen Akten, die das Selbstbild der Figuren sowie deren Verhältnis zueinander konstituieren. Zudem galt es anhand der Erzählperspektiven in den literarischen Werken, Sprech- und Machtpositionen auszumachen.

Da bei Identitätsbildungen Kategorien wie Ethnie, soziale Gruppe und Geschlecht als ergänzende, ineinandergreifende Komponenten gewertet werden können, versuchte ich diesbezügliche diskursive Aussagen aufzuzeigen. Hierbei habe ich mich mit zwei Romanen beschäftigt, die von puertoricanischen Autorinnen verfasst wurden. Sowohl Rosario Ferré als auch Magali García Ramis beschäftigen sich in ihren literarischen Werken mit der sozio-kulturellen Situation sowie mit den Geschlechterbeziehungen in Puerto Rico. Die Lektüre der Romane macht deutlich, dass sie hinsichtlich ihres formalen Aufbaus und ihrer inszenierten Sprechpositionen stark differieren. In *Maldito Amor* reiht Ferré mehrere unterschiedliche Erzählpositionen aneinander; es handelt sich meist um Berichte in der ersten Person, die eine subjektive Version der Geschichte darstellen. Interessant ist, dass männlichen und weiblichen Figuren eine Stimme zugewiesen wird, wobei das letzte Wort einer *mulata* und ihrer Sicht der

Dinge überlassen wird. García Ramis konzipiert ihr Werk *Felices días, tío Sergio* als Bildungsroman, der aus der Perspektive der jungen Protagonistin deren Aufwachsen schildert. Die Meinungen anderer Figuren finden durch Dialoge oder belehrende Vorträge an die Kinder Eingang in den *plot*. Daher handelt es sich um eine Ich-Erzählung, die Aussagen anderer Figuren – und somit für sie präsente Diskurse – spielen aber eine große Rolle in der innertextuellen Welt.

Die Frage nach einer ethnischen und kulturellen Identität nimmt in den analysierten Werken viel Raum ein. Die komplexe sozio-politische Geschichte der Insel manifestiert sich in einer stetigen Suche nach den eigenen Wurzeln. Dies drückt sich bei Ferré durch die im ersten Kapitel eingefügte Parodie der *novela de tierra* aus, womit sie die puerto-ricanische Vergangenheit thematisiert. García Ramis wirft das Sujet einer authentischen Kultur und Geschichtsschreibung ebenfalls auf; anhand ihrer Protagonistin veranschaulicht sie die Schwierigkeit, in einem postkolonialen Kontext und mit zwei aufeinanderfolgende *soberanías* eine genuine kulturelle Identität aufzubauen. Lidia wendet sich zunächst von allen puerto-ricanischen Elementen ab, um im Erwachsenenalter die spanische Sprache, Musik und Literatur wiederzuentdecken.

Bei der Auseinandersetzung mit den Figuren stellte sich heraus, dass die ProtagonistInnen, die der ‚weißen‘ Oberschicht angehören, ihre Identität und gesellschaftliche Position durch den Rückgriff auf Diskurse sowie durch die Ausführung performativer Akte konstruieren. Insbesondere werden Aussagen zur Abwertung der afrokaribischen Bevölkerungsgruppe aktualisiert. Dabei werden auch physische Aspekte angewendet, um die Differenz zu Menschen anderer Herkunft zu betonen.

Die Position der ‚weißen‘ Oberschicht basiert auf der kontinuierlichen Festigung ihrer intellektuellen und kulturellen Überlegenheit. Diese Dominanz postulieren die Männer der Familie De la Valle in *Maldito Amor* nicht nur gegenüber dunkelhäutigen Menschen; auch gegenüber allen US-amerikanischen Tendenzen und Elementen nehmen sie eine ablehnende, verurteilende Haltung ein. Es zeigt sich, dass diese Abgrenzung von kulturellen Einflüssen der Festigung ihres Selbstbildes als stolze puerto-ricanische Männer dient. Außerdem wird dem Aussehen, dem Auftreten und der Kleidung eine große Bedeutung zugemessen. Die Familie Solís in *Felices días, tío Sergio* erzeugt ihre Identität als Mitglieder einer gebildeten, ‚weißen‘ Mittelschicht durch die Imitation von europäischen und US-amerikanischen Verhaltensweisen. Das genuine Puerto-Ricanische verdrängen sie aus ihrem Alltag und betonen im Gegenzug ihre europäische Abstammung. Sie haben ebenfalls explizite Regeln

zum Lebensstil, zur Kleidungsweise, zum Umgang mit anderen, etc. internalisiert, die der Abgrenzung dienen.

Auch die Geschlechterzuschreibungen tragen zur Konstruktion der Identität bei. In diesem Punkt weisen die beiden Romane Unterschiede auf; während das kulturelle und ethnische Selbstverständnis der Figuren in den zwei Werken durch das kontinuierliche Betonen der eigenen Herkunft und der Unterlegenheit ‚dunkelhäutiger‘ Personen geformt wird, gehen die dargestellten Geschlechterbeziehungen auseinander. In *Maldito Amor* dominiert das patriarchale Modell, das die männlichen Figuren zu den bestimmenden Instanzen erhebt. Bei den Männern wird häufig auf ihre sexuelle Aktivität verwiesen, insbesondere werden sexuelle Beziehungen mit *mulatas* oder dunkelhäutigen Sklavinnen erwähnt. Diese werden als freizügig beschrieben und auf ihren Geschlechtskörper reduziert. Die Ehefrauen der Oberschicht werden vorwiegend im häuslichen Raum präsentiert, sie gehen ihren Pflichten als Hausfrauen und Mütter nach. In *Felices días, tío Sergio* dominieren moderne, berufstätige Frauentypen das Geschehen; der einzige Mann widerspricht den traditionellen hispanischen Vorstellungen. Er als emotionaler, sinnlicher Homosexueller dekonstruiert das männliche Ideal, das von den weiblichen Figuren an die Kinder vermittelt wurde.

Aus diesen Analyseerkenntnissen folgere ich, dass die Autorinnen bewusst mit eurozentristischen Diskursen, Werten sowie Normen zu Ethnien und Geschlechtern agieren, sie inkludieren sie in ihren literarischen Werken, nehmen aber gleichzeitig eine Dekonstruktion vor: sie machen bewusst, dass diese Zuschreibungen, Abwertungen und Positionierungen nichts als reine Konstruktionen sind. Ferré erreicht dies durch ihre widersprüchlichen Erzählstimmen, García Ramis durch den Reflexionsprozess ihrer Protagonistin, die schließlich eine kritische Haltung einnimmt.

13 Bibliographie

Primärliteratur

Ferré, Rosario: Maldito Amor. New York: Vintage Books. 1998

García Ramis, Magali: Felices días, tío Sergio. San Juan: Ed. Cultural. 2005

Sekundärliteratur

Abel, Christopher: „Karibik und Guyanas“, in: Tobler, Hans Werner [Hrsg.]: Handbuch der Geschichte Lateinamerikas: Lateinamerika im 20. Jahrhundert (Band 3). Stuttgart: Klett-Cotta. 1996, S. 567-658

Acevedo, Ramon Luis [Hrsg.]: Del silencio al estallido: narrativa femenina puertorriqueña. Ed. Cultural. 1991

Anzaldúa, Gloria: Borderlands: [the new mestiza] = La frontera. San Francisco: Aunt Lute Books. 1999

Ashcroft, Bill: „Introduction“, in: Ashcroft, Bill [Hrsg.]: The postcolonial studies reader. London [u.a.]: Routledge. 2001a, S.

Ashcroft, Bill: „Introduction to Feminism and Post-colonialism“, in: Ashcroft, Bill [Hrsg.]: The postcolonial studies reader. London [u.a.]: Routledge. 2001b, S.

Azize Vargas, Yamila: „Mujeres en lucha: orígenes y evolución del movimiento feminista“, in: Azize Vargas, Yamila [Hrsg.]: La mujer en Puerto Rico: Ensayos de investigación. Río Piedras: Ediciones Huracán. 1987, S. 11-25

Bhabha, Homi: The Location of culture. London [u.a.]: Routledge. 1994

Babka, Anna: „Einleitung“, in: Trinh T. Minh-ha: Woman. Native. Other: Postkolonialität und Feminismus schreiben (eingeleitet von Anna Babka). Wien: Turia und Kant. 2010, S. 9-24

Babka, Anna: „‘In-side-out’ the Canon. Zur Verortung und Perspektivierung von postkolonialen Theorien & Gendertheorien in der germanistischen Literaturwissenschaft“, in: Bidwell-Steiner, Marlen [Hrsg.]: A canon of our own? Innsbruck, Wien [u.a.]. 2006, S.117-132

- Babka, Anna: Prozesse der (subversiven) cross-identification. Parodistische Performanz bei Judith Butler – koloniale mimikry bei Homi Bhabha, in: Grizelj, Mario: Theorietheorie. München: Fink. 2011, S. 167-180
- Barradas, Efraín: Partes de un todo: ensayos y notas sobre literatura puertorriqueña en los Estados Unidos. San Juan: Ed. de la Universidad de Puerto Rico. 1998
- Barrancos, Dora/ Cano, Gabriela: „Introducción“, in: Gómez-Ferrer, Guadalupe [Hrsg.]: Historia de las mujeres en España y América Latina: Del siglo XX a los umbrales del XXI (Volumen IV). Madrid: Ed. Cátedra. 2006, S. 497-507
- Barrera, Trinidad: Del centro a los márgenes: Narrativa hispanoamericana del siglo XX. Sevilla: Universidad de Sevilla. 2003
- Bernecker, Walther: „Vom Unabhängigkeitskrieg bis heute“, in: Bernecker, Walther L./ Pietschmann, Horst: Geschichte Spaniens: von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer. 2000, S. 205-415
- Berressem, Hanjo: „Poststrukturalismus“, in: Nünning, Ansgar [Hrsg.]: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart: Metzler Verlag. 2004, S. 544-546
- Boehmer, Elleke: Colonial and Postcolonial Literature: Migrant Metaphors. Oxford, [u.a.]: Oxford University Press. 1995
- Bossinade, Johanna: Poststrukturalistische Literaturtheorie. Stuttgart [u.a.]: Metzler Verlag. 2000
- Böttcher, Nikolaus: „Die spanische Karibik vom 16. bis zum 21. Jahrhundert“, in: Born, Joachim [Hrsg.]: Handbuch Spanisch: Sprache, Literatur, Kultur, Geschichte in Spanien und Hispanoamerika; für Studium, Lehre, Praxis. Berlin: Erich Schmidt. 2012, S. 488-493
- Bublitz, Hannelore: „Diskursanalyse – (k)eine Methode? Eine Einleitung“, in: Bublitz, Hannelore [Hrsg.]: Das Wuchern der Diskurse: Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt a. Main [u.a.]: Campus Verlag. 1999, S. 10-21
- Bührmann, Andrea D.: „Geschlecht und Subjektivierung“, in: Kleiner, Markus S.: Michel Foucault: Eine Einführung in sein Denken. Frankfurt [u.a.]: Campus Verlag. 2001, S. 123-136
- Burtscher-Bechter, Beate: „Diskursanalytisch-kontextuelle Theorie“, in: Sexl, Martin [Hrsg.]: Einführung in die Literaturtheorie. Wien WUV-Univ.-Verl. 2004, S. 257-287

- Büschges, Christian: „Limpieza de sangre“, in: Jaeger, Friedrich: Enzyklopädie der Neuzeit: Konzert-Männlichkeit (Band 7). Stuttgart [u.a.]: Metzler Verlag. 2008, S. 918-921
- Butler, Judith: Körper von Gewicht (aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann). Berlin: Suhrkamp. 1995
- Butler, Judith: „Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie“, in: Wirth, Uwe [Hrsg.]: Performanz: Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. Main: Suhrkamp. 2002, S. 301-320
- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter (aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke). Frankfurt a. Main: Suhrkamp. 1991
- Caballero Wangüemert, María: „La narrativa del Caribe en el siglo XX – Puerto Rico“, in: Barrera, Trinidad [Hrsg.]: Historia de la literatura hispanoamericana (Tomo III): Siglo XX. Madrid: Eds. Catédra. 2008, S. 265-282
- Cano, Gabriela/ Barrancos, Dora: „Introducción“, in: Gómez-Ferrer Guadalupe [Hrsg.]: Historia de las mujeres en España y América Latina: Del siglo XIX a los umbrales del XX (Volumen III). Madrid: Ed. Cátedra. 2006, S. 547-556
- Castro Varela, María do Mar: Postkoloniale Theorie: eine kritische Einführung. Bielefeld: Transcript. 2005
- Colón Warren, Alice: “Women's Employment and Changing Gender Relations in Puerto Rico”, in: Caribbean Studies, Vol.38 (2). 2010, S. 59-91
- Dietze, Gabriele/ Hornscheidt, Antje/ Palm, Kerstin/ Walgenbach, Katharina: „Einleitung“, in: Walgenbach, Katharina [Hrsg.]: Gender als interdependente Kategorie: neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen [u.a.]: Budrich. 2007, S. 7-22
- Dietze, Gaby: „Postcolonial Theory“, in: von Braun, Christina/ Stephan, Inge [Hrsg.]: Gender@Wissen: ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln (u.a.): Böhlau. 2005, S. 304-324
- Divine, Susan: „La meta-historia de Puerto Rico en Maldito Amor de Rosario Ferré“, in: Divergencias, Revista de estudios lingüísticos y literarios. Volumen 2, número 2. Otoño. 2004, S. 73-80
- Edlmair, Barbara: Rewriting History: Alternative Versions of the Caribbean Past in Michelle Cliff, Rosario Ferré, Jamaica Kincaid and Daniel Maximin. Wien: Braumüller. 1999

- Erro-Peralta, Nora: „Ferré, Rosario“, in: André, María Claudia [Hrsg.]: *Latin American women writers*. New York [u.a.]: Routledge. 2008, S. 176-179
- Ertler, Klaus-Dieter: *Kleine Geschichte des lateinamerikanischen Romans: Strömungen – Autoren – Werke*. Tübingen: Narr. 2002
- Feldmann, Doris/ Schülting, Sabine: „Gender Studies“, in: Nünning, Ansgar [Hrsg.]: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart: Metzler Verlag. 2004, S. 224-226
- Flores, Ángel: „Magali García Ramos“, in: Flores, Ángel [Hrsg.]: *Narrativa hispanoamericana 1816-1981: historia y antología (V): la Generación de 1939 en adelante: Centroamérica – Cuba – Ecuador – Puerto Rico – República Dominicana – Venezuela*. México [u.a.]: XXI Eds. 1983, S. 259-269
- Flores, Ángel: „Rosario Ferré“, in: Flores, Ángel [Hrsg.]: *Narrativa hispanoamericana 1816-1981: historia y antología (V): la Generación de 1939 en adelante: Centroamérica – Cuba – Ecuador – Puerto Rico – República Dominicana – Venezuela*. México [u.a.]: XXI Eds. 1983, S. 221-257
- Forcinito, Ana: *Memorias y nomadías: géneros y cuerpos en los márgenes del posfeminismo*. Santiago: Ed. Cuarto Propio. 2004
- Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens* (aus dem Französischen von Ulrich Köppen). Frankfurt a. Main: Suhrkamp. 1981
- Foucault, Michel: „Das Subjekt und die Macht“, in: Dreyfus, Hubert/ Rabinow, Paul: *Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Weinheim: Beltz-Athenäum. 1994, S. 243-261
- Foucault, Michel: *Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve Verlag. 1978
- Foucault, Michel: *Die Ordnung des Diskurse: Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970* (aus dem Französischen von Walter Seitter). München: Carl Hanser Verlag. 1974
- Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses* (aus dem Französischen von Walter Seitter). Frankfurt a. Main: Suhrkamp. 1977
- García-Calderón, Myrna: „García Ramis, Magali“, in: André, María Claudia [Hrsg.]: *Latin American women writers*. New York [u.a.]: Routledge. 2008, S. 193-194

- Geisenhanslüke, Achim: Einführung in die Literaturtheorie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 2004
- Geisenhanslüke, Achim: „Literatur und Diskursanalyse“, in: Kleiner, Markus S. [Hrsg.]: Michel Foucault: Eine Einführung in sein Denken. Frankfurt a. Main: Campus Verlag. 2001, S. 60-71
- Gewecke, Frauke: Die Karibik: zur Geschichte, Politik und Kultur einer Region. Frankfurt a. Main: Vervuert. 2007
- Gewecke, Frauke: Puerto Rico zwischen den beiden Amerika: Konfliktive Wirklichkeit im Spiegel der puertoricanischen Literatur (1898 – 1998) – eine Anthologie in deutscher Übersetzung. Frankfurt a. Main: Vervuert. 1998a
- Gewecke, Frauke: Puerto Rico zwischen beiden Amerika: Zur Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur einer Nation im territorialen Niemandsland (1898-1998). Frankfurt a. Main: Vervuert. 1998b
- González, José Luis: Literatura y sociedad en Puerto Rico: de los cronistas de Indias a la generación del 98. México: Fondo de cultura económica. 1976
- Grizinić, Marina: “Shifting the Borders of the Other: An interview with Trinh T. Minh-ha”, in: Trinh T. Minh-ha: Secession. Wien: Secession. 2001, S. 43-48
- Hall, Stuart: „Wann war der ‚Postkolonialismus‘? Denken an der Grenze“, in: Bronfen, Elisabeth [Hrsg.]: Hybride Kulturen: Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg. 1997, S. 219-246
- Hämmerle, Sarah: Das naturalistische Geschlecht: Geschlechterkonstruktionen bei Benito Pérez Galdós und Émile Zola. Diplomarbeit Universität Wien. 2011
- Harmuth, Sabine/ Ingenschay, Dieter: Lateinamerikanische Literatur des 20. Jahrhunderts. Stuttgart [u.a.]: Ernst Klett Verlag. 2001
- Hausberger, Bernd/ Pfeisinger, Gerhard: „Die Karibik. Eine Einleitung“, in: Hausberger, Bernd/ Pfeisinger, Gerhard [Hrsg.]: Die Karibik: Geschichte und Gesellschaft 1492-2000. Wien: Promedia Verlag. 2005, S. 11-17
- Hoff, Dagmar von: „Performanz/ Repräsentation“, in: von Braun, Christina/ Stephan, Inge [Hrsg.]: Gender@Wissen: ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln (u.a.): Böhlau. 2005, S. 162-179
- Hoffarth, Britta: Performativität als medienpädagogische Perspektive: Wiederholung und Verschiebung von Macht und Widerstand. Bielefeld: Transcript-Verlag. 2009

- Horatschek, Annegreth: „Identität, kollektive“, in: Nünning, Ansgar [Hrsg.]: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart: Metzler Verlag. 2004, S. 276-277
- Jagger, Gill: Judith Butler: Sexual Politics, Social Change and the Power of Performative. London/ New York: Routledge. 2008
- Kammler, Clemens: „Historische Diskursanalyse (Michel Foucault)“, in: Bogdal, Klaus-Michael [Hrsg.]: Neue Literaturtheorien: Eine Einführung. Opladen: Westdeutscher Verlag. 1997, S. 32-56
- Kögler, Hans-Herbert: Michel Foucault. Stuttgart [u.a.]: Metzler Verlag. 2004
- Kreis, Karl-Wilhelm: „Zur Entwicklung der Situation der Frau in Spanien vom Beginn der liberalen Ära, der bürgerlichen Gesellschaft an bis hin zur Zweiten Republik“, in: Heymann, Jochen [Hrsg.]: Frauenbilder, Männerwelten: weibliche Diskurse und Diskurse der Weiblichkeit in der spanischen Literatur und Kunst 1833 – 1936. Berlin: Ed. Tranvía, Verlag Frey. 1999, S. 45-79
- Kreutzer, Eberhard: „Postkoloniale Literaturtheorie und -kritik“, in: Nünning, Ansgar [Hrsg.]: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart: Metzler Verlag. 2004, S. 540-541
- Kreutzer, Eberhard: „Postkolonialismus/ Postkolonialität“, in: Nünning, Ansgar [Hrsg.]: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart: Metzler Verlag. 2004a, S. 542
- Kreutzer, Eberhard: „Theoretische Grundlagen postkolonialer Literaturkritik“, in: Nünning, Ansgar [Hrsg.]: Literaturwissenschaftliche Theorien, Modelle und Methoden. Eine Einführung. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier. 2004b, S. 199-213
- Lavrin, Asunción/ Pérez Cantó, Pilar: „Introducción“, in: Ortega, Margarita [Hrsg.]: Historia de las mujeres en España y América Latina: El mundo moderno (Volumen II). Madrid: Ed. Cátedra. 2006, S. 513-521
- Lorey, Isabell: „Macht und Diskurs bei Foucault“, in: Bublitz, Hannelore [Hrsg.]: Das Wuchern der Diskurse: Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt a. Main [u.a.]: Campus Verlag. 1999, S. 87-96
- Maldonado-Denis, Manuel: Puerto Rico: Una interpretación histórico-social. México D. F.: Siglo veintiuno editores. 1988

- Mayer, Ruth: Postmoderne/ Postmodernismus“, in: Nünning, Ansgar [Hrsg.]: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart: Metzler Verlag. 1998, S. 438-439
- Meißner, Hanna: Butler. Stuttgart: Reclam. 2012
- Monge, José Trías: Puerto Rico: Las penas de la colonia más antigua del mundo. San Juan: Universidad de Puerto Rico. 1999
- Müller, Gesine: Die koloniale Karibik: Transferprozesse in hispanophonen und frankophonen Literaturen. Berlin [u.a.]: de Gruyter. 2012
- Münker, Stefan/ Roesler, Alexander: Poststrukturalismus. Stuttgart [u.a.]: Metzler Verlag. 2012
- Murphy, Marie: „Rosario Ferré“, in: Smith, Verity [Hrsg.]: Encyclopedia of Latin American Literature. London [u.a.]: Fitzroy Dearborn. 1997, S. 308-310
- Negrón de Montilla, Aida: La americanización en Puerto Rico y el sistema de instrucción pública 1900-1930. San Juan: Editorial de la Universidad de Puerto Rico. 1990
- Oostindie, Gert J.: „Die Karibik 1760-1820“, in: Buve, Raymond Th./ Fisher, John R. [Hrsg.]: Handbuch der Geschichte Lateinamerikas: Lateinamerika von 1760 bis 1900 (Band 2). Stuttgart: Klett-Cotta. 1992, S. 358-383
- Oostindie, Gert J.: „Die Karibik 1820-1900“, in: Buve, Raymond Th./ Fisher, John R. [Hrsg.]: Handbuch der Geschichte Lateinamerikas: Lateinamerika von 1760 bis 1900 (Band 2). Stuttgart: Klett-Cotta. 1992, S. 729-766
- Palmer-López, Sandra: „Rosario Ferré y la Generación del 70: Evolución estética y literaria“, in: Acta Literaria. Número 27. 2002, S. 157-169
- Pérez Cantó, Pilar: „Las españolas en la vida colonial“, in: Ortega, Margarita [Hrsg.]: Historia de las mujeres en España y América Latina: El mundo moderno (Volumen II). Madrid: Ed. Cátedra. 2006, S. 525-553
- Pérez-Fuentes, Pilar: „Pautas de conducta y experiencias de vida de las mujeres en Cuba y Puerto Rico“, in: Gómez-Ferrer Guadalupe [Hrsg.]: Historia de las mujeres en España y América Latina: Del siglo XIX a los umbrales del XX (Volumen III). Madrid: Ed. Cátedra. 2006, S. 665-691
- Pfister, Manfred: „Performance/ Performativität“, in: Nünning, Ansgar [Hrsg.]: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart: Metzler Verlag. 2004, S. 516-518

- Picó, Fernando: *Historia general de Puerto Rico*. San Juan: Eds. Huracán. 2006
- Potthast, Barbara/ Becker, Felix: „Kolonialzeitalter“, in: Kahle, Günter: *Lateinamerika-Ploetz: Die Geschichte der Länder Lateinamerikas zum Nachschlagen*. Würzburg: Verlag Ploetz. 1989, S. 38-66
- Potthast, Barbara: *Von Müttern und Machos: Eine Geschichte der Frauen Lateinamerikas*. Wuppertal: Peter Hammer Verlag. 2003
- Pritsch, Sylvia: *Rhetorik des Subjekts: zur textuellen Konstruktion des Subjekts in feministischen und anderen postmodernen Diskursen*. Bielefeld: Transcript-Verl. 2008
- Ramos Rosado, Marie: *La mujer negra en la literatura puertorriqueña: cuentística de los setenta* (Luis Rafael Sánchez, Carmelo Rodríguez Torres, Rosario Ferré y Ana Lydia Vega). San Juan: Ed. de la Univ. de Puerto Rico [u.a.]. 1999
- Rey-Féquièrre, Magali: „Contested territory: Puerto Rican women, creole identity, and intellectual life in the early twentieth century“, in: *Callaloo*, Vol. 17 (3). 1994, S. 916-934
- Rivera de Álvarez, Josefina: *Literatura puertorriqueña: su proceso en el tiempo*. Madrid: Ed. Partenón. 1983
- Rössner, Michael: „*Postcolonial Studies* und Hispanoamerika“, in: Born, Joachim [Hrsg.]: *Handbuch Spanisch: Sprache, Literatur, Kultur, Geschichte in Spanien und Hispanoamerika; für Studium, Lehre, Praxis*. Berlin: Erich Schmidt. 2012, S. 619-624
- Ruffing, Reiner: *Michel Foucault*. Paderborn: Wilhelm Fink. 2008
- Safa, Helen Icken: *The myth of the male breadwinner: women and industrialization in the Caribbean*. Boulder, Colo. [u.a.]: Westview Press. 1995
- Said, Edward W.: *Orientalismus*. Frankfurt a. Main: S. Fischer Verlag. 2009
- Sarasin, Philipp: *Michel Foucault zur Einführung*. Hamburg. Junius Verlag, 2005
- Scarboro Armstrong, Ann: „(Re)writing history: strategies of telling in Maryse Condé's *Une saison à Rihata*“, in: Colville, Georgiana M.M. [Hrsg.]: *Contemporary women writing in the other Americas: Contemporary woman writing in the Caribbean (Volume II)*. Lewiston [u.a.]: Edwin Mellen Press. 1996, S. 293-306
- Schößler, Franziska: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft: eine Einführung*. Tübingen (u.a.) Francke. 2006

- Schütz, Katharina von: *Indio und Konquistador in der hispanoamerikanischen nueva novela histórica (1978-1999): Postkoloniale Strategien der Erinnerung*. Frankfurt a. Main: Vervuert. 2003
- Sexl, Martin: „Die Entwicklung der modernen Literaturtheorie in zehn Schritten“, in: Sexl, Martin [Hrsg.]: *Einführung in die Literaturtheorie*. Wien WUV-Univ.-Verl. 2004, S. 67-95
- Spivak, Gayatri Chakravorty: “Can the subaltern speak?”, in: Ashcroft, Bill [Hrsg.]: *The postcolonial studies reader*. London [u.a.]: Routledge. 2001, S. 24-28
- Standish, Peter: „The Boom“, in: Smith, Verity [Hrsg.]: *Encyclopedia of Latin American Literature*. London [u.a.]: Fitzroy Dearborn. 1997, S. 133
- Tervooren, Anja: „Körper, Inszenierung und Geschlecht: Judith Butlers Konzept der Performativität“, in: Wulf, Christoph/ Göhlich, Michael/ Zirfas, Jörg [Hrsg.]: *Grundlagen des Performativen: Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln*. Weinheim: Juventa. 2001, S. 157-180
- Thiem, Annegret: *Literarischer Raum in der karibischen Prosaliteratur des 19. Jahrhunderts*. Berlin [u.a.]: Lit-Verl. 2010
- Toro, Alfonso de: „Jenseits von Postmoderne und Postkolonialität. Materialien zu einem Modell der Hybridität und des Körpers als transrelationalem, transversalem und transmedialem Wissenschaftskonzept“, in: Harmann, Christoph/ Sieber, Cornelia [Hrsg.]: *Räume der Hybridität. Zur Aktualität postkolonialer Konzepte („Passagen – Studien zu Wissenschaft und Kultur, Frankophonie und Anglophonie“)*. Hildesheim [u.a.]: Olms Verlag. 2003, S. 15-52
- Torres Caballero, Benjamín: „Puerto Rico: 19th- and 20th-Century Prose and Poetry“, in: Smith, Verity [Hrsg.]: *Encyclopedia of Latin American Literature*. London [u.a.]: Fitzroy Dearborn. 1997, S. 681-685
- Trinh-T. Minh-Ha: *Woman, native, other: Postkolonialität und Feminismus schreiben (aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke)*. Wien [u.a.]: Turia + Kant. 2010
- Trinh-T. Minh-Ha: „Boundary Event“, in: Trinh-T. Minh-ha: *Secession*. Wien: Secession. 2001, S. 7-10
- Villa, Paula-Irene: „(De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler“, in: Becker, Ruth [Hrsg.]: *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. 2004, S. 141-152

Villa, Paula-Irene: Judith Butler: Eine Einführung. Frankfurt a. Main: Campus Verlag. 2012

Villa, Paula-Irene: „Poststrukturalismus: Postmoderne + Poststrukturalismus = Postfeminismus?“, in: Becker, Ruth [Hrsg.]: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. 2004, S. 234-238

Walgenbach, Katharina [Hrsg.]: Gender als interdependente Kategorie: neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen [u.a.]: Budrich. 2007

Wesely, Sabine: Gender Studies in den Sozial- und Kulturwissenschaften: Einführung und neuere Erkenntnisse aus Forschung und Praxis. Bielefeld: Kleine Verlag. 2000

Wirth, Uwe: „Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität“, in: Wirth, Uwe [Hrsg.]: Performanz: Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. Main: Suhrkamp. 2002, S. 9-60

Zevallos-Aguilar, Juan: „Teoría poscolonial y literatura latinoamericana: Entrevista con Sara Castro-Klarén“, in: Revista Iberoamericana, Vol. 62 (176-177), Julio-Diciembre. 1996, S. 963-971

Internetquellen

Divinzenz, Ida: “Woman, native, other – Ein Radiobeitrag”, von: Radiosendung der Initiative Minderheiten, veröffentlicht am 07.03.2012. Online unter <http://cba.fro.at/56124> (letzter Zugriff am 28.12.2012)

Nowotny, Marlene: “Die Stimme der Differenz (Interview mit Trinh T. Minh-ha)“, auf: science.orf.at, veröffentlicht am 14.10.2011. Online unter <http://science.orf.at/stories/1689202/> (letzter Zugriff am 27.12.2012)

Posselt, Gerald: „Iterabilität (Glossareintrag) in Glossar zur Dekonstruktion“, in: Produktive Differenzen: Forum für Differenz- und Genderforschung. 2003a. Online unter: <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=36> (letzter Zugriff am 04.01.2013)

Posselt, Gerald: „Performativität (Glossareintrag) in Glossar zur Dekonstruktion“, in: Produktive Differenzen: Forum für Differenz- und Genderforschung. 2003b. Online unter: <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=4> (letzter Zugriff am 05.01.2013)

14 Resumen en español

En la tesina titulada *Construcción de identidades culturales y sexuales en un contexto poscolonial: jerarquías sociales en la literatura puertorriqueña* analizo la construcción de identidades (sexuales) y las diferentes posiciones sociales en dos novelas de escritoras puertorriqueñas. Como se trata de un país con una historia basada en el colonialismo, me interesan los procesos que influyen en la creación de la identidad del individuo y en su interacción con otras personas.

Las preguntas claves que deben ser respondidas mediante el presente análisis son las siguientes: ¿Cómo representan estas escritoras la identidad puertorriqueña? ¿Existe una identidad genuinamente puertorriqueña en el mundo literario?, y en ese caso, ¿cómo es representada? ¿Cuáles son los discursos, las normas y los valores que predisponen el comportamiento de los personajes? ¿Qué prácticas discursivas y no discursivas aportan a la construcción de identidades?

En concreto, me centraré en las voces narrativas que desvelan posiciones de poder en las novelas. Es decir, ¿qué personajes tienen la posibilidad de expresar su opinión? Hablando de estructuras y jerarquías sociales es importante incluir varias categorías como la etnia, el género, el grupo social, etc.

El corpus de textos que será analizado se compone de las novelas *Maldito Amor* de Rosario Ferré y *Felices días, tío Sergio* de Magali García Ramis. Son dos textos literarios publicados en el año 1986 que tematizan la cuestión de “lo puertorriqueño” ofreciendo accesos y puntos de vista muy diferentes como demostrará el presente análisis. En *Maldito Amor*, Ferré discute la identidad nacional y las estructuras sociales mediante la historia de una familia criolla, propietaria de una azucarera a comienzos del siglo XX. García Ramis elige la perspectiva de una joven de clase media que narra su adolescencia en Santurce en los años 1950.

Teoría poscolonial

Para analizar estas novelas desde una perspectiva poscolonial es indispensable aclarar y explicar primero los conceptos importantes que componen la teoría poscolonial (capítulo 2). Se trata de un paradigma interdisciplinario establecido en el último tercio del siglo pasado que combina varios accesos teóricos. Inicialmente se empleaba para la lectura de las literaturas de las colonias británicas y francesas, las llamadas *postcolonial literatures*. La aplicación de la teoría poscolonial a las literaturas hispánicas ha sido objeto de gran discusión a causa de las grandes diferencias entre los procesos coloniales británico, francés y español.

El término ‘poscolonial’ puede ser interpretado de dos maneras: primero, en un sentido histórico, designando la época después del colonialismo (que comienza con la libertad de las naciones). En segundo lugar, el término contiene un aspecto sociocultural y comprende un espacio temporal más grande – desde el primer contacto colonial hasta el presente. Además, se focalizan no solamente las experiencias de la gente colonizada, sino también las de los colonizadores. En este análisis trabajaré con el concepto más amplio del término, dado que mis objetivos requieren más exhaustividad que considerar solo la perspectiva histórica.

La teoría poscolonial se dedica a temas como el poder y la dependencia, a la relación entre centro y periferia, y a factores como la esclavitud, el racismo, la discriminación, la etnia y el género. Por lo tanto, analiza las experiencias y consecuencias diversas que resultaron del proceso colonial y que determinaron la interacción de los colonizadores y los colonizados. Es imposible limitar las cuestiones poscoloniales a un tema concreto, pero a grandes rasgos, se puede mencionar la revelación y deconstrucción de discursos coloniales. Esto significa que se desvelan mecanismos discursivos y atribuciones que ofrecen informaciones en cuanto al proceso colonial y a sus efectos en la sociedad. La ciencia de la literatura representa un campo de investigación importante para la teoría poscolonial, dado que los textos escritos pueden servir como fuentes de información. La lectura detallada de obras escritas en un ambiente poscolonial ofrece la posibilidad de detectar y deconstruir discursos dominantes.

Un estudioso notable en el campo de la teoría poscolonial es Edward W. Said; en su publicación *Orientalism* (1978), Said ofrece ideas fundamentales al respecto desde una perspectiva poscolonial. Su argumento esencial se basa en la convicción de que la cultura dominante construye la cultura subdominante mediante la representación. Es decir, Occidente provocó a través de ciertos discursos una idea concreta Oriente. Sin embargo, esta idea no es real, sino que se produce y se estabiliza por la repetición de prácticas discursivas.

Otro entendido de la teoría poscolonial es Homi K. Bhabha quien estudia sobre todo textos de escritores poscoloniales. Las publicaciones del teórico – nacido en la India – ofrecen términos esenciales para la perspectiva poscolonial que han sido discutidos así como modificados en los últimos años. En *The Location of Culture* (1994), Bhabha expone el concepto de la hibridación. Esta idea representa la negación de la concepción de una identidad homogénea poniendo el enfoque en las múltiples posiciones y elementos del sujeto. Es decir, que el colonizador y el colonizado no disponen de una identidad dada y fija, sino que ésta se constituye a partir de atribuciones y factores distintos. Según Bhabha, el contacto entre culturas siempre requiere una negociación de la propia posición. Este contacto se produce en un ‘espacio en medio’, donde se pueden superar prejuicios y desarrollar nuevas opiniones.

Además, esta concepción fragmentada de la identidad permite la anulación de dicotomías como el colonizador y el colonizado, Occidente y Oriente, porque otras posiciones son posibles.

Para terminar con las ideas esenciales de la teoría poscolonial me parece oportuno mencionar a Gayatri Ch. Spivak. Este autor propone la combinación de una perspectiva poscolonial con los estudios de género, analizando las opciones de mujeres colonizadas. La pregunta central de sus investigaciones se refiere a la posibilidad de hablar, formulado por Spivak: “Can the Subaltern speak?”. Sus resultados confirman que las personas suprimidas no tienen el poder de articular sus experiencias y su propia historia; las mujeres se encuentran en una situación aún peor, porque muchas veces viven una doble discriminación. Es obvio que la posición social de un hombre o de una mujer depende de muchos factores y tiene que ser interpretado según el contexto. Sin embargo, en muchas sociedades dominan discursos que asignan al género femenino un rol pasivo. Por ende, hay ciertos paralelismos entre la teoría poscolonial – que se centra en los suprimidos por la cultura – y la teoría de género – que se centra en jerarquías a causa del sexo.

El concepto ‘discurso’ y sus efectos para el sujeto posestructuralista juegan un papel importante en los procedimientos poscoloniales. Por eso es indispensable exponer el contenido de este término teniendo en cuenta las publicaciones de Michel Foucault (capítulo 3). El filósofo francés tenía gran interés por el poder que ejercen los discursos sobre los individuos y las consecuencias que tienen para la identidad. Para comprender sus ideas, hay que tener en cuenta los fundamentos teóricos siguientes: el estructuralismo y el posestructuralismo. En el pensamiento estructuralista y también en el posestructuralista, las estructuras lingüísticas determinan la manera de interpretar el mundo – de modo que la realidad es constituida por el lenguaje. Este cambio importante en las ciencias humanas – centrándose en el lenguaje para explicar la construcción de una realidad social – se denomina ‘linguistic turn’. Mientras que los estructuralistas se fijan solamente en la perspectiva sincrónica y parten de la idea de un ‘centro’ que controla la organización de las estructuras, los posestructuralistas analizan también las modificaciones de significados a través del tiempo y niegan la existencia de un sujeto. Su concepción es solamente el resultado de ciertas estructuras que determinan su identidad, su comportamiento, etc. Michel Foucault asume esta idea del sujeto.

En cuanto a la noción del ‘discurso’ de Foucault, no existe una definición explícita, porque él mismo presenta diferentes interpretaciones en sus publicaciones. En sus primeras obras el

discurso no aparece. Sin embargo, a partir de su ponencia titulada *L'ordre du discours* (1970) el discurso no sólo cobra importancia sino que es el eje principal de su ensayo. Inicialmente Foucault describe los efectos del discurso en la sociedad mediante tres ejemplos concretos: la prohibición de hablar sobre ciertos aspectos, la limitación entre la razón y la locura, así como la oposición entre lo verdadero y lo falso. Estos factores influyen en la manera de hablar y pensar de los individuos. El teórico francés destaca qué discursos producen declaraciones y determinan la manera de interpretar el mundo, no obstante, estos discursos siempre dependen de la época en la que rigen. En consecuencia, son muy poderosos, porque representan sistemas de reglas que definen lo que es verdadero y real en una sociedad.

Hablando del discurso ya he presentado el tema del poder, ya que Foucault combina estos dos temas en su teoría. Según él, determinados discursos tienen el poder de controlar a la sociedad, de influir de forma importante en su organización. En el ensayo *Surveiller et punir. La naissance de la prison* (1975), Foucault expone con detalle su concepto del poder moderno que corresponde a un poder productivo, produciendo el individuo y controlándolo. Esto funciona a causa de las normas y los valores que los individuos internalizan, que finalmente hacen que se comporten conforme a estas reglas dominantes. Además, el poder moderno es descentralizado, es decir, que no hay una jerarquía, sino que cada sujeto desarrolla estrategias para ejercer el poder. Para poder definir y explicar el ejercicio del poder, Foucault menciona cinco factores que tienen que ser considerados: las condiciones (el estatus social, la situación económica, etc.), los objetivos, la forma de ejercer poder (mediante violencia, argumentos, etc.), la institucionalización y la racionalización.

A continuación, Foucault implementa el término ‘dispositivo’ para describir la constitución de subjetividad, argumentando que el sujeto no se construye solamente a través de los discursos, sino también mediante prácticas no discursivas, es decir, elementos no verbales. Por ende, la construcción de la subjetividad, de la identidad, resulta de una combinación de estos elementos verbales y no verbales que determinan la imagen de uno mismo.

El capítulo 4 sirve para discutir las ideas de Judith Butler, una teórica de los estudios de género que ofrece puntos interesantes acerca de las identidades sexuales. En general, los estudios de género analizan la construcción y representación de los géneros; intentan desvelar los discursos y atribuciones que definen la masculinidad y la feminidad. La base esencial de los estudios de género es la distinción entre el sexo biológico – *sex* – y el sexo social – *gender*. El esquema *sex/gender* se estableció en los años 1970 y ha sido aceptado mayoritariamente por los estudiosos y estudiosas de género. Sin embargo, Judith Butler rechaza esta bipartición argumentando que tanto *gender* como *sex* son contruidos

socialmente. Los dos tienen que ser interpretados como resultados de una práctica discursiva que construye una tríada normativa entre el sexo, la sexualidad y el género. La subjetividad y la identidad sexual no son por lo tanto hechos naturales, sino – como dice también Foucault – consecuencias de discursos. En esta tesina me interesa sobre todo el carácter “*performativo*” del sexo que Butler desarrolla en su ensayo *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* (1990). La noción de “performatividad” se deriva de la palabra inglesa ‘to perform’ y sirve para denominar diversos temas en la sociología y en la ciencia cultural. En un primer lugar, es usado en el teatro, donde ‘performance’ se refiere a la representación de una obra de teatro. Además, el término ha sido adoptado por la etnología para designar los procesos de grupos culturales que representan y construyen su propia identidad en forma de fiestas, rituales, bailes, etc. Otro terreno en el que se emplea este término es la lingüística, en que se ha de destacar a Noam Chomsky, el cual se interesa más por la actuación concreta de los hablantes que por la competencia, y a John L. Austin, iniciador de la teoría de los actos de habla. La idea central es que los actos de habla son actuaciones, porque producen los hechos que denominan.

Esta interpretación de “performatividad” ha sido retomada por Butler y traspasada al campo de la sexualidad. Según ella, la identidad sexual no es un hecho determinado naturalmente, sino se constituye por la repetición de actos “performativos”. Estos actos se basan en normas que definen la identidad sexual culturalmente aceptada. En el ensayo, Butler designa la simple repetición de reglas ‘significación’, pero permite también la posibilidad de modificar las prácticas discursivas de la siguiente manera: mediante una repetición paródica o exagerada se puede realizar un cambio. Como ejemplos, Butler menciona la homosexualidad, el *drag* o la parodia – de este modo se desestabilizan las identidades construidas.

Así, la imitación de modelos de conducta es un factor esencial en la construcción de identidades, según Butler. En este contexto quiero remitirme otra vez a Homi K. Bhaba y a su concepto de ‘mimikry’ que radica también en el proceso de imitación. El término ‘mimikry’ describe la repetición del comportamiento, de las tradiciones, de las normas del oeste por los colonizados. De esta manera, se crea un reflejo de la cultura dominante que resulta también en un efecto modificante, y en consecuencia, en un acto subversivo que desestabiliza la estructura de poder en una sociedad colonial.

Para terminar los instrumentos teóricos, en el capítulo 5 me dedicaré a la obra *Woman. Native. Other: Writing feminism and postcoloniality* (1989) escrita por Trinh T. Minh-ha. Considero conveniente exponer tres aspectos relevantes de su teoría teniendo en cuenta mi lectura centrada en el tema de la identidad (sexual) en un contexto poscolonial.

En primer lugar, hay que explicar el concepto del ‘inappropriate other’ que describe Trinh T. Minh-ha, se trata de un concepto que se aproxima a las identidades poscoloniales centrándose en las diversas posiciones de un sujeto. Como Foucault, Trinh T. Minh-ha parte de la concepción que el individuo compone su identidad a partir de múltiples factores que influyen en su comportamiento y en su percepción del mundo. Entonces, la identidad es abierta, flexible y basada en elementos diferentes como la etnicidad, el origen, el género, la religión y la edad. Con el fin de comprender la subjetividad en su totalidad, es necesario tener estos aspectos en cuenta y analizar los discursos que aportan y contribuyen a construirla.

El segundo tema interesante en la teoría de Minh-ha es la cuestión del saber y el conocimiento y el poder. La teórica diferencia entre una historia escrita, producida por el Oeste, y una historia oral sin fuentes escritas. Destaca una jerarquía implícita que desprecia las tradiciones y costumbres de las sociedades en las que el saber es transmitido oralmente mientras que el Oeste dispone de una posición privilegiada y reclama el monopolio de la historiografía. Según Trinh T. Minh-ha el acto de narrar y transmitir informaciones en las sociedades colonizadas es una estrategia femenina para recordar las propias raíces culturales. Este conocimiento fue ignorado por los europeos en su proceso de interpretar el pasado, por lo que muchas veces no ‘existe’ una historia propia ante la llegada de los colonizadores. La carencia de una historia dificulta la construcción de una identidad común, un aspecto que se notará también en las novelas analizadas.

Finalmente, Minh-ha contempla la relación entre la construcción del saber y la forma en la que un hecho es presentado. En su opinión, el contenido y la forma se influyen recíprocamente, y ella lo demuestra en su obra usando diferentes clases de textos. A causa de la discrepancia de los textos y las citas, se construyen espacios intermedios importantes que posibilitan una reflexión crítica. Esta idea de provocar y destruir estructuras tradicionales me parece también relevante en cuanto a textos literarios, dado que los escritores y las escritoras poscoloniales dan la espalda a las narraciones tradicionales y favorecen formas innovadoras, formas nuevas que corresponden a las diversas experiencias en sociedades poscoloniales. La narración fragmentada en particular, es decir, el cambio de perspectiva narrativa, es un procedimiento muy presente en la literatura poscolonial.

La historia política y sociocultural

Después de haber expuesto los temas teóricos, el capítulo 6 se dedica a la historia política y sociocultural de Puerto Rico. Como el objetivo de esta tesina consiste en una lectura desde

una perspectiva poscolonial es indispensable mencionar los acontecimientos significativos que han determinado la situación en la isla.

A la llegada de los españoles y las españolas, el grupo étnico de los taínos y las taínas puebla Puerto Rico. Pero a partir de 1493 (fecha de la conquista de Cristóbal Colón), su número disminuye considerablemente a causa de las enfermedades introducidas, los trabajos forzados y los conflictos violentos con los colonizadores. El responsable de la colonización de la isla se llama Juan Ponce de León, él es quien funda los primeros asentamientos españoles y empieza con la explotación de las minas de oro en el año 1509. Una característica de la organización económica de la colonización en el nombre de la corona española es el sistema de encomienda (también llamado repartimientos): La gente indígena debe trabajar para los colonos, quienes, a cambio, se comprometen a misionarla y protegerla. Sin embargo, en realidad este sistema implica provechos solamente para los españoles y las españolas, que no cumplen con sus responsabilidades. Hay que decir que el interés por las islas caribeñas por parte de España desaparece después de haber descubierto las riquezas en tierra firme. La mayoría de los colonos y las colonas abandonan Puerto Rico y se van en búsqueda de oro a los nuevos territorios españoles. Por lo tanto, las islas caribeñas tienen solamente una importancia estratégica, mientras que los recursos naturales y la mano de obra se agota a finales del siglo XVI.

Durante dos siglos Puerto Rico ocupa una posición periférica desde la perspectiva del reino español, pero en el siglo XVIII la corona decide cambiar las condiciones del comercio y de la inmigración para sacar más provecho de la colonia. Un paso importante que tendrá gran influencia en la estructura social es la intensificación del cultivo del tabaco, el café y la caña. Otra medida de graves consecuencias es la “Cédula de Gracias” que regula la inmigración de europeos concediéndoles superficie de cultivo y una reducción de impuestos. A causa de estas innovaciones se produce un cambio significativo: la transición de una política de colonización a una política de explotación basada en la economía de plantación. Esta transición y la implementación del tráfico de esclavos, que es necesario para disponer de manos de obra, se efectúan en Puerto Rico un siglo más tarde que en el resto del Caribe, donde ya en el siglo XVII la economía de plantación representa el sistema económico dominante. De esta constelación social surgen dos grupos sociales poderosos con sus propios objetivos e intenciones que juegan un papel importante para desarrollar una conciencia política en el siglo XIX. Por un lado están los colonizadores españoles – los peninsulares – controlando el comercio, y por otro lado están los latifundistas y los criollos que ganan importancia y poder en la isla. Esta división en dos fracciones se refleja en la fundación de dos partidos políticos,

el Partido Liberal Conservador (1871) y el Partido Reformista Puertorriqueño (1887). Además, se funda el partido de los revolucionarios que reclaman la independencia completa de Puerto Rico. Finalmente es un político reformista – Luis Muñoz Rivera – quien consigue un cambio en el status de Puerto Rico: en 1897, la *Carta Autonómica* concede a los puertorriqueños y las puertorriqueñas una cierta autonomía política. Sin embargo, la invasión norteamericana en 1898 lleva otra vez a una tutela política en la isla: Puerto Rico pierde su autonomía y queda bajo el control de los Estados Unidos.

La nueva situación no tiene solamente consecuencias políticas sino también socioculturales. La Acta Foraker, implementada en 1900, implica una ‘americanización’ de la isla, modificando las estructuras económicas y el sistema educativo para hacer de los puertorriqueños y las puertorriqueñas, ciudadanos y las ciudadanas estadounidenses. Sin embargo, las ilusiones de desarrollo y progreso en Puerto Rico bajo el gobierno de los Estados Unidos no se hacen realidad. La situación económica empeora en los años 1920 a causa de catástrofes naturales y la orientación exclusiva hacia el mercado estadounidense, lo que resulta en una crisis económica desastrosa. Este ambiente es decisivo para la formación de un nacionalismo puertorriqueño que se materializa a nivel político en forma del Partido Nacionalista. A pesar del descontento de la población puertorriqueña con la situación de su país, los nacionalistas no tienen suficientes seguidores para ganar las elecciones. Es el Partido Popular Democrático, bajo la dirección de Luis Muñoz Marín, el que consigue convencer a la gente. Según Muñoz Marín la independencia no es el objetivo más importante, sino la industrialización del país para mejorar las condiciones de vida. Muñoz Marín se convierte en el primer gobernador elegido por los puertorriqueños y las puertorriqueñas, y logra un cambio significativo referente al status de Puerto Rico: en 1952 es reconocido como Estado Libre Asociado. Sin embargo, esto implica que la isla todavía no ha logrado una autonomía verdadera ni la incorporación completa a los Estados Unidos. Por ende, la situación resulta incierta e insatisfactoria para muchos de los puertorriqueños y las puertorriqueñas. Además, la economía y la dependencia económica de los norteamericanos representan grandes problemas a partir de los años 1950. En consecuencia, mucha gente emigra de Puerto Rico a los Estados Unidos esperando tener más posibilidades.

La ocupación con jerarquías sociales exige una discusión de los grupos y las estructuras sociales. En las islas caribeñas colonizadas por España se pueden diferenciar generalmente tres grupos diferentes que establecen una jerarquía estricta: la gente blanca de Europa, la gente indígena y los esclavos y las esclavas de África. Sin embargo, Puerto Rico se caracteriza por un alto grado de mestizaje, teniendo en cuenta que se produjeron muchos

matrimonios entre personas de grupos étnicos diferentes. Las fronteras obvias entre las etnias desaparecieron y esto provocó la importación de un comportamiento cultural proveniente de España: el interés por la pureza de sangre. Es decir, el origen y la ascendencia de una familia honrada (entonces de piel blanca) tenían gran importancia social. Otro factor interesante acerca de las jerarquías es el género de las personas, como ya he mencionado anteriormente, el rol masculino y el rol femenino ostentan muchas veces grandes diferencias. En Puerto Rico se encuentran conceptos y tradiciones de género muy distintos: por un lado, los españoles y las españolas se orientan hacia el modelo dominante en su patria: el modelo patriarcal. Esto significa una separación explícita entre el espacio público, reservado para el hombre, y el espacio privado, designado a la mujer. El hombre ejerce de jefe de familia, mientras que las funciones de la mujer se limitan a la reproducción y a las tareas domésticas. Por otro lado, existen las tradiciones del grupo de los taínos y las taínas que se caracterizan por una igualdad entre los sexos. Además, los grupos sociales de diferentes partes de África tienen sus propias estructuras familiares y conceptos sexuales. El matrimonio y la virginidad de la mujer no tienen la misma importancia que en la concepción europea. Asimismo, las mujeres de origen africano no dependen económicamente de los hombres, dado que no son limitadas al ámbito privado, pueden ganarse la vida trabajando. Por consiguiente, los modelos de género en Puerto Rico no pueden ser equiparados a los españoles, sino tienen que ser interpretados en según su contexto. Así, la pertenencia a un grupo social juega un papel importante en los discursos de género que influyen en el individuo. En el siglo XIX se producen cambios importantes para los dos sexos y sus funciones, a causa de la aparición del feminismo como movimiento político. Las mujeres privilegiadas toman conciencia y reclaman más derechos. Sin embargo, se trata de una exigencia limitada que se refiere solamente a las mujeres alfabetizadas. Obviamente, el grupo social se combina ahí con la categoría del sexo y construye otra vez barreras dentro de la sociedad puertorriqueña.

Todos estos aspectos históricos y sociales así como los conceptos de género interaccionan y determinan la posición que ocupa una persona en la estructura social. Además estas experiencias e influencias contribuyen a la construcción de una identidad.

Historia de la literatura puertorriqueña en el siglo XX

El tema central que se percibe en la literatura puertorriqueña en el siglo XX es la búsqueda de una identidad propia. Aunque las formas y los modos de expresión cambian, la cuestión de lo puertorriqueño está muy presente en las obras literarias. El siglo XX se puede dividir según las diferentes generaciones literarias que tematizan los acontecimientos históricos y la

situación social en la isla. No voy a centrarme en los detalles, pero hay un escritor que se ha de mencionar por la gran influencia de sus textos: se trata de Manuel Zeno Gandía (1855-1930). Zeno Gandía sirve como modelo para la Generación del 30, relacionada con el nacionalismo y la crisis económica. La desesperación de la gente se refleja en la orientación literaria hacia lo autóctono, lo genuinamente puertorriqueño, tratando de producir textos verdaderamente puertorriqueños. A continuación, se crea en los años 1950 otro grupo literario (denominado Generación del 50) que se dedica a los géneros narrativos – el cuento y la novela – que personifica a través de un individuo las dificultades de la sociedad puertorriqueña. En comparación con la Generación del 30, en la Generación del 50 el argumento se transmite del campo a los centros urbanos, es decir, la ciudad y también los Estados Unidos son los nuevos escenarios en los que el personaje se mueve. Además, la literatura puertorriqueña recibe influencias del desarrollo en Latinoamérica; el Boom tiene también efectos en la producción literaria de la isla. En la fase del Post-Boom surge la Generación del 70 que se inspira en las nuevas técnicas y aspectos formales de los escritores y las escritoras del Boom: el cuento y la novela son de carácter experimental, favoreciendo la variedad de perspectivas, la narración no-lineal y los aspectos mágicos. Otro factor esencial es la cultura popular, el lenguaje hablado que entra en la literatura puertorriqueña. Igualmente, el número de escritoras y la construcción de personajes femeninos aumentan considerablemente. Pero no solamente cobran importancia las voces femeninas, sino también las voces del exilio: surge la literatura neorrican y nuyorican, es decir, de puertorriqueños y puertorriqueñas viviendo en los Estados Unidos que expresan sus experiencias y su búsqueda de una identidad.

Las escritoras Rosario Ferré y Magali García Ramis pertenecen a esta Generación del 70. Ferré y García Ramis publicaron sus primeras colecciones de cuentos en el año 1976 (*Papeles de Pandora* y *La familia de todos nosotros* respectivamente) en las que retoman dos temas esenciales: la identidad puertorriqueña y la relación de géneros en la sociedad puertorriqueña – sobre todo la posición de la mujer. Sin embargo, acerca de su estilo y su manera de expresarse el lector y la lectora nota diferencias: Rosario Ferré escribe usa un lenguaje experimentalista que se caracteriza por el empleo de símbolos, referencias intertextuales, desdoblamiento de personajes y retrospecciones. Al mismo tiempo, Ferré deconstruye los modelos tradicionales de los sexos al crear personajes femeninos con atributos ‘masculinos’. Es decir, modifica los estereotipos sexuales concibiendo los personajes femeninos de forma innovadora; por ejemplo, equipándolos con cuerpos andróginos. Magali García Ramis construye sus obras literarias a menudo como narraciones contadas en primera persona desde

la perspectiva de una mujer. Su estilo es más simple, más fácil de comprender, porque usa un lenguaje muy natural sin recursos estilísticos complicados. Un aspecto interesante referente a la representación de sexos de Ramis, es la atención que presta a un tipo de femineidad muy moderno: sus protagonistas son mayoritariamente mujeres de la clase media, emancipadas, que llevan una vida muy independiente, trabajando y ganando su propio dinero. De esta manera, García Ramis se distancia de la imagen tradicional de las mujeres puertorriqueñas que sufren a causa de su posición inferior en una sociedad machista.

El análisis de las novelas *Maldito Amor* (1986) y *Felices días, tío Sergio* (1986)

Los objetos de mi análisis son las novelas *Maldito Amor* y *Felices días, tío Sergio* (ambas publicadas en 1986). El primer texto literario narra la historia de una familia criolla – la familia De la Valle – a partir de la invasión americana en 1898. La azucarera de la familia puede ser interpretada como una representación de la sociedad puertorriqueña, dado que personas de los diferentes grupos sociales viven en ella: Los De la Valles – hacendados orgullosos de su ascendencia española; Gloria, una mulata de origen humilde, y Titina, hija de una esclava de piel negra. Todos estos personajes toman la palabra y exponen su punto de vista referente a los acontecimientos que han determinado el destino de esta familia.

Primeramente, me centraré en las voces narrativas que están presentes en las dos novelas para sacar conclusiones en cuanto a las posiciones de poder. ¿Quiénes son los personajes que disponen de una voz, de la posibilidad de contar su historia? La lectura muestra que Ferré deconstruye discursos dominantes en la escenificación formal de su novela, y es que hay cinco perspectivas narrativas en *Maldito Amor*. Estas voces narrativas se contradicen, y consecuentemente, destruyen las declaraciones de los otros personajes. Las narraciones están escritas en primera persona, lo interesante es que tanto los personajes masculinos como los femeninos tienen la posibilidad de hablar y una posición individual. Sin embargo, la última parte de la novela es relatada por Gloria, una mujer mulata que no ha sido aceptada en la familia aunque esté casada con uno de los hijos De la Valle. Es decir, la última perspectiva narrativa, que puede corregir los relatos de los otros personajes, es una mujer mulata que ocupa una posición baja en la jerarquía social. Ferré se solidariza con las personas las cuales son discriminadas a causa de su sexo y su grupo étnico, les concede más credibilidad y el poder de expresar su opinión.

Otro tema en mi análisis son las construcciones de identidades culturales y sexuales. ¿Qué discursos determinan la identidad de los personajes? En las dos novelas, la identidad cultural se construye mediante la delimitación explícita de los ‘otros’ y los actos “performativos” que

la estabilizan. En *Maldito Amor*, los personajes masculinos del grupo de los ‘criollos’ se distancian conscientemente de la cultura norteamericana, poniendo de relieve sus raíces hispánicas. Por su manera de vestir, de interactuar con otras personas, y de argumentar, los criollos crean su identidad como puertorriqueños. Además, el aspecto físico juega un papel importante en cuanto a la posición social. Es evidente que los personajes masculinos ‘blancos’ se sienten superiores a las otras etnias e instrumentalizan discursos que desvalorizan a las personas de origen afro caribeño. Asimismo, los discursos establecidos por el Oeste en cuanto a las personas de origen afro caribeño y a las y los indígenas legitimaban la jerarquía social. Los personajes femeninos en *Maldito Amor* incorporan los grupos bajos de la sociedad poscolonial: son en gran parte descendientes de familias de piel negra, es decir de familias ‘no honradas’. Para ellas, el origen de una persona no tiene importancia sino su comportamiento. Con el fin de captar las posiciones de los personajes en la estructura social es importante incluir el género. Mientras que los miembros masculinos de la familia De la Valle se orientan hacia el modelo patriarcal y persisten en sus normas explícitas acerca de la función social de los sexos, las mujeres desarrollan estrategias para organizar de manera activa su vida cotidiana (por ejemplo mediante dinero heredado, mediante un matrimonio que mejore su situación social, etc.).

En resumen, se puede decir que Rosario Ferré ironiza los discursos que determinan las jerarquías en la sociedad puertorriqueñas porque los escenifica en forma de contradicciones, los descubre como construcciones que sirven para legitimar y estabilizar las diferentes posiciones de los personajes.

En *Felices días, tío Sergio*, la protagonista, Lidia – una joven de clase media – cuenta su juventud en Santurce en los años 1950. Lidia crece en una familia formada únicamente por mujeres hasta que un día llega su tío Sergio que ha vivido en los Estados Unidos. A causa de su llegada, la vida cotidiana de Lidia cambia profundamente, porque Sergio piensa completamente diferente acerca de Puerto Rico en comparación con los otros miembros de la familia.

En contraposición a la novela *Maldito Amor*, solo hay una perspectiva narrativa en *Felices días, tío Sergio* – la de Lidia. Obviamente es una perspectiva femenina la que relata sus experiencias, pero por la inclusión de muchos diálogos entran las actitudes del resto de su familia. Hay dos temas en especial, las etnias y la moral sexual, que causan muchas discusiones. Los dos últimos capítulos se diferencian claramente del resto de la novela. Uno

de ellos está escrito en forma epistolar, y el otro relata los acontecimientos después de la muerte de Sergio desde la perspectiva de la protagonista ya adulta.

En cuanto a las construcciones de identidades culturales, se nota que “el hecho de ser puertorriqueño”) es algo negativo, ordinario, mientras que la cultura europea y norteamericana sirven de modelo para la familia Solís. Se mira hacia España y a las raíces hispánicas para construir una identidad; asimismo, el progreso y las técnicas innovadoras de los Estados Unidos representan un factor esencial para los personajes. En *Felices días, tío Sergio* los actos “*performativos*” son esenciales para la construcción de su identidad como gente ‘blanca’, educada, perteneciente a la clase media: imitan la manera de vivir europea (por la ropa, el comportamiento, la música y la literatura) e intentan acercarse a las tendencias norteamericanas (las nuevas tecnologías, la lengua, las películas). Es evidente que el discurso que niega una propia historia puertorriqueña y la propia cultura es muy poderosa en su actitud. Además, son muy conscientes de su posición social y evitan el contacto con la gente de piel negra, argumentando que las diferentes etnias no armonizan. Igualmente, la categoría del género es muy relevante para las identidades, dado que dispone de reglas muy concretas. Aunque la madre y las tías representen mujeres emancipadas que trabajan, los discursos acerca de la moral sexual juegan un papel importante en la vida de los niños. Como la familia es muy católica, Lidia crece con las normas de la iglesia, echando la culpa de la inmoralidad a la mujer. Lidia internaliza las reglas concernientes a su sexo e intenta comportarse adecuadamente. Sin embargo, el tío Sergio deconstruye los modelos y atribuciones sexuales, no corresponde con el estereotipo masculino.

Es justamente la protagonista, Lidia, la que rechaza todo lo ‘puertorriqueño’ hasta la llegada de su tío. Sergio tematiza la historia de la isla, habla de la esclavitud, escucha la música típica del Caribe y se siente orgulloso de ser puertorriqueño. Para Lidia, la presencia de su tío inicia un proceso importante acerca de su identidad cultural: comienza a interesarse por todos los aspectos callados en su familia. Finalmente se produce una reflexión profunda por parte de la joven referente a su cultura, al pasado de la isla y a la historiografía.

Por ende, Magali García Ramis realiza también una deconstrucción de discursos, teniendo en cuenta que su protagonista cuestiona las opiniones y actitudes de los adultos. A causa de la reflexión de su protagonista, las ‘verdades’ de su familia válidas hasta entonces son desveladas como verdades construidas.

15 Abstract

Diese Diplomarbeit beschäftigt sich mit (Geschlechter-)Identitäten und sozialen Hierarchien in der postkolonialen Literatur. Anhand von zwei konkreten Beispielen der puerto-ricanischen Erzählliteratur – *Maldito Amor* (1986) von Rosario Ferré sowie *Felices días, tío Sergio* (1986) von Magali García Ramis – wurden die Verfahren zur Konstruktion von gesellschaftlichen Positionierungen aufgezeigt.

Aus einer postkolonialen Perspektive erfolgte eine Analyse der Romane, wobei ein Hauptaugenmerk auf die Bedeutung von Diskursen in Bezug auf Identitätskonstituierungen und sozialen Hierarchien gelegt wurde. Der Analyse sind theoretische Überlegungen zu Michel Foucaults Diskursbegriff und Subjektkonzeption vorausgegangen. Ebenso fand eine Auseinandersetzung mit Judith Butlers Aussagen zur Performativität der Geschlechteridentität statt, die wiederum in Bezug zu Homi Bhabas Mimikry gesetzt wurden. Ferner wurden zentrale Konzepte der Vietnamesin Trinh T. Minh-ha im Theorieteil dieser Arbeit diskutiert, die sich mit gendertheoretischen Fragestellungen sowie der Geschichtsschreibung in postkolonialen Gesellschaften befasst.

Einen weiteren inhaltlichen Schwerpunkt stellte die Aufarbeitung der politischen und soziokulturellen Geschichte Puerto Ricos dar. Dabei wurden sowohl die sozialen Strukturen als auch dominante Geschlechterkonzepte dargelegt, die aussagekräftig bezüglich der Positionierungen sind. Zudem fanden gewichtige Entwicklungen der Literaturproduktion im 20. Jahrhundert auf der Insel Eingang in die Arbeit, die stets in Zusammenhang mit dem lateinamerikanischen und dem US-amerikanischen Fortgang zu sehen sind.

Die Analyse der Romane zeigte auf, dass bei der Identitätskonstruktion in beiden Werken Diskurse zu Geschlecht, Ethnie und soziale Gruppe eine zentrale Rolle spielen. Die kontinuierliche Festigung und Stabilisierung der Selbstbilder erfolgt durch performative Akte, die sich in der Abgrenzung gegenüber ‚Anderen‘, der Kleiderwahl, der Literatur, der Sprachwahl und anderen Elementen manifestieren. Interessant ist, dass auch die Geschlechterzugehörigkeit bei der individuellen Positionierung innerhalb der Gesellschaft von Bedeutung ist. Somit ist die Miteinbeziehung mehrerer sozialer Kategorien notwendig, um die sozialen Hierarchisierungen zu erfassen. Die Autorinnen Rosario Ferré und Magali García Ramis führen durch ihre Inszenierung der Sprechpositionen sowie durch den formalen Aufbau eine Dekonstruktion dominanter Diskurse durch, die die Situation in postkolonialen Gesellschaften prägen.

16 Lebenslauf

Persönliche Angaben

Name: Sarah Hämmerle

Universitäre Ausbildung

10/2004 – 06/2011	Diplomstudium Romanistik Spanisch an der Universität Wien (Diplomarbeit zum Thema Geschlechterkonstruktionen in naturalistischen Romanen)
seit 10/2009	Lehramtsstudium mit den Unterrichtsfächern Französisch und Spanisch an der Universität Wien

Sprach- und Studienaufenthalte im Ausland

10/2003 – 08/2004	Sprachaufenthalt in Bolivien
02/2008 – 06/2008	Erasmus Stipendium an der Universidad de Sevilla, Spanien

Sprachkenntnisse

Deutsch (Muttersprache)
Englisch (sehr gut in Wort und Schrift)
Spanisch (sehr gut in Wort und Schrift)
Französisch (sehr gut in Wort und Schrift)
Portugiesisch (Grundkenntnisse)